

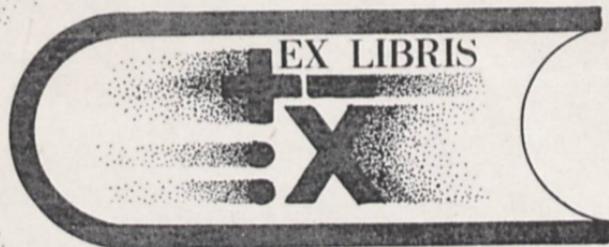
SCHLESIE N BÄ N D C H E N



HERMANN UHTENWOLDT

**Wehrhafte
schlesische Stadt**

Bohmischer Merkur



BIBLIOTEKA GŁÓWNA
POLITECHNIKI WROCŁAWSKIEJ

Schlesienbänden

15

Wehrhafte schlesische Stadt

Anton Tuerquin



1958

Herausgegeben von Prof. Dr. Günther Grundmann im Auftrage
des Amtes für Kulturpflege des Provinzialverbandes Schlesien
und der niederschlesischen Landesgruppe der Deutschen Akademie

Umschlag, Druckanordnung: Paquita Kowalski Lannert
Schlesische Verlagsanstalt und Druckerei Karl Klossot, K. G., Breslau
Druckstöcke: Antarkstrand, Breslau

HERMANN UHTENWOLDT

Wehrhafte schlesische Stadt

W. J. J. J. J.

2. IV. 1958 n



1941

Schlesien-Verlag Breslau

BILDERNACHWEIS:

Architektur- und Baumuseum Berlin (Foto Damerau, Breslau): Seite 14, 15, Tafel 5
Heimatemuseum Löwenberg (Zeichnungen nach Originalaquarellen): Seite 32, 41, 43, 53
Reichsgaummuseum Troppau: Tafel 7
Schinkelmuseum Berlin (Foto Damerau, Breslau): Seite 12
Städtische Kunstsammlungen Görlitz: Seite 10
Städtisches Museum Teschen: Tafel 6
Staats- und Universitätsbibliothek Breslau (Foto Hein, Breslau): Seite 7, 59
Stadtbibliothek Breslau: Seite 27, Tafel 3, 4, 14
Archiv des Provinzialkonservators, Breslau: Seite 5, 8, 21, 55
Stadtbauamt Löwenberg: Seite 57
Oberschlesische Landesbildstelle Oppeln: Tafel 8, 9
Prof. G. Grundmann, Breslau: Tafel 2
Foto Poltekowski, Breslau: Tafel 10, 12, 13
Foto H. Rehnert, Löwenberg: Tafel 1, 15, 16, 17
Foto Niediger, Freystadt N.C.: Tafel 11

Abb. Seite 21 aus „Die Bau- und Kunstdenkmäler Schlesiens, Band Namslau“,
Tafel 10, 12, 13 aus Königer, „Kunst in Oberschlesien“.



228056/1



Abc 240/k/81

MAUERN UND TURME SCHLESISCHER STÄDTE



Breslau, ehem. Nicolaitor
Aus dem Stadtplan des Barthel Wehner von 1562

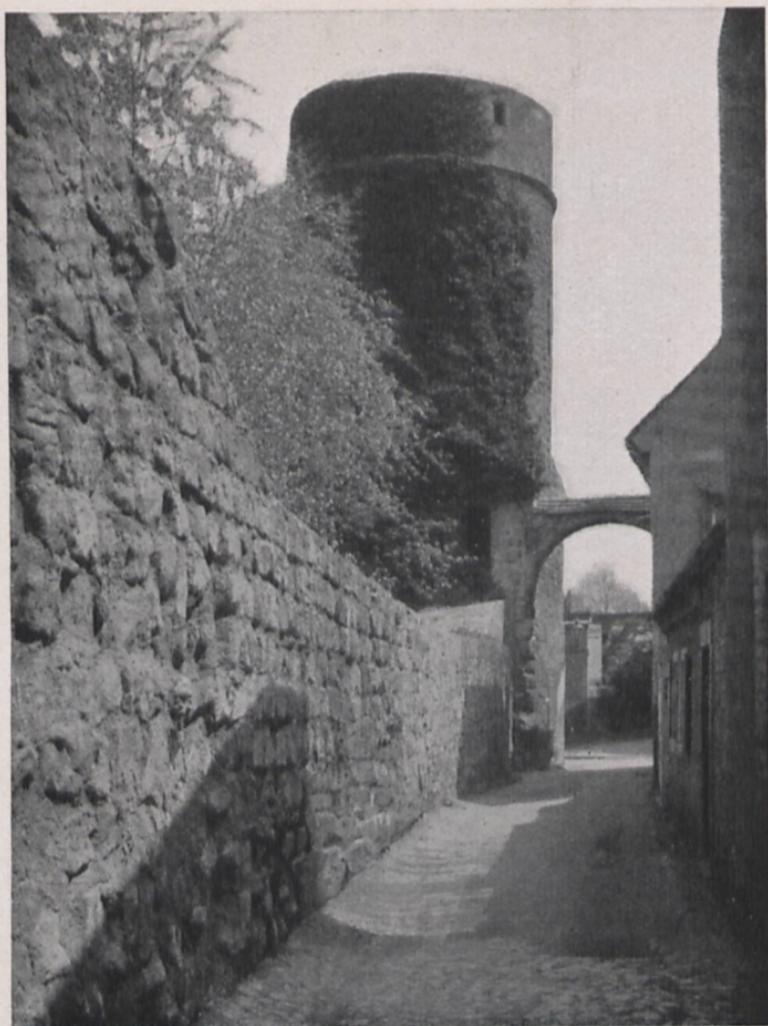
Es sind noch keine hundert Jahre vergangen, da galt so manche schlesische Stadt noch als Festung. Auf dem Papier und in der Zuständigkeitsordnung der königlich-preussischen Verwaltung wenigstens, denn für jede Veränderung an den Wehrbauten mußte bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Zustimmung des Armeekorps in Posen oder Breslau eingeholt werden. Solange hat der Gedanke nachgewirkt, daß eine Stadt im Schutze von Mauern, Wällen und Gräben, Türmen und Basteien ein wehrhafter Platz ist, dessen Geschick der Militärverwaltung nicht gleichgültig sein kann.

In Wirklichkeit ist die Zeit der Stadtmauern — Kriegsgeschichtlich gesehen — auch im Biedermeier und um die zweite Reichsgründung längst vorbei. Dem Dichter und Schwärmer blühte auf den alten Mauern wie auf den Ruinen der „Burgvesten und Ritterschlösser“ die blaue Blume der Romantik, die auch im Zeichen der Maschinen

und Eisenbahnen und selbst der Kraftwagen und Flugzeuge nicht ganz verwelkt ist; den anderen freilich waren die Türme und Mauerzüge totes Gerümpel, Inbegriff einer Vergangenheit, die sich dem Fortschritt in den Weg stellt und der Gegenwart in den Arm fällt, wenn sie Altes überwindet, um Neues zu schaffen.

Unsere Städte sind, seit die ersten Maschinen aufgestellt wurden, von einem wahren Taumel des Fortschrittswillens erfaßt, und der Abbruch der Wehrbauten ist so etwas wie die Fanfare einer neuen Zeit gewesen. Wem es noch eines Beweises bedarf, daß die Selbstverwaltung kleiner Gemeinschaften der Richtungweisung und gelegentlich des energischen Eingriffes der größeren Gemeinschaft des Staates bedarf, der lese die Akten über die Niederlegung unserer Stadtbefestigungen nach. Was die Heimatsfreunde draußen im Land bei ihren Mitbürgern nicht erreicht haben, hat oft der Staat erzwingen müssen: daß wenigstens einige sprechende Zeugnisse alter schlesischer Städteherrlichkeit auf uns gekommen sind.

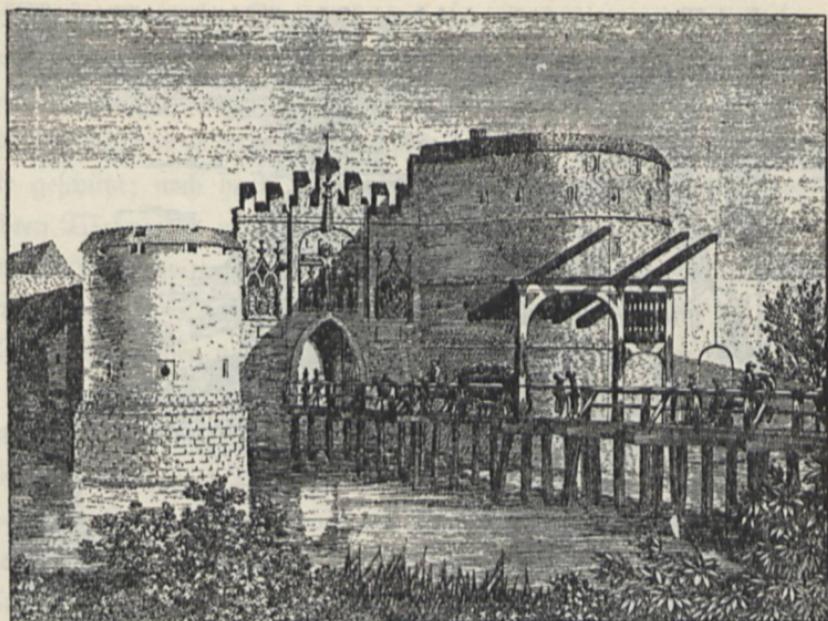
Darun ist Schlessien bei näherem Zusehen doch reicher, als es dem erscheinen mag, der sein Urteil allein auf die Landeshauptstadt Breslau gründet, wo der Mauerring mit den Festungsanlagen gefallen ist und fast nur der Kreis der Dylegassen den älteren und der Stadtgraben den jüngeren Befestigungsgürtel anzeigen. Aber gibt es viele deutsche Landschaften mit dem gleichen Reichtum an alten Stadtbildern, wie sie das Land zu Füßen der schlessischen Berge besitzt? Da bestimmen noch die mächtigen Tortürme, der „Dicke Turm“ des Frauentors, der Nikolaiturm und der des Reichenbacher Tors das Bild der Sechsstadt Görlitz, deren Kaisertrutz, die gewaltige Torbastion am Reichenbacher Tor, dort aufragt, wo die Hohe Straße von Flandern zum Schwarzen Meer in den Mauerring eintritt. Der Blick über den Kaisertrutz auf den gewaltig aufstrebenden Torturm ist ein einzigartiges Stadtbild, das beredt von der Macht und dem Wehrwillen des Görlitzer Großbürgertums spricht, dem mittelalterlichen Krakau vergleichbar, dessen Barbakane am Florianitor man das „ostschlessische“



1 Löwenberg, Laubauer Torturm mit Wehrgang

*„Welcher Verehrer der Musen verkündet im künstlichen Verse
nicht dein Lob, wenn er mit Augen die Mauer erschauet,
die ihren Umfang weithin erstreckt in doppeltem Kranze,
oder die Gräben, die sie ringsum im Kreise geleiten!
Sicher bist du am Tage, und bei verschlossenen Toren
hütet in finsterner Nacht dein Inneres sorglich der Wächter.
Kehren die wandelnden Sterne dem Aufgang der Sonne den Rücken,
werden, in eiserner Angel befestigt, mit zahlreichen Schlüsseln
gleich die Tore erschlossen, du schwingst die Ketten der Brücke.“*

Pankraz Geier, 1506

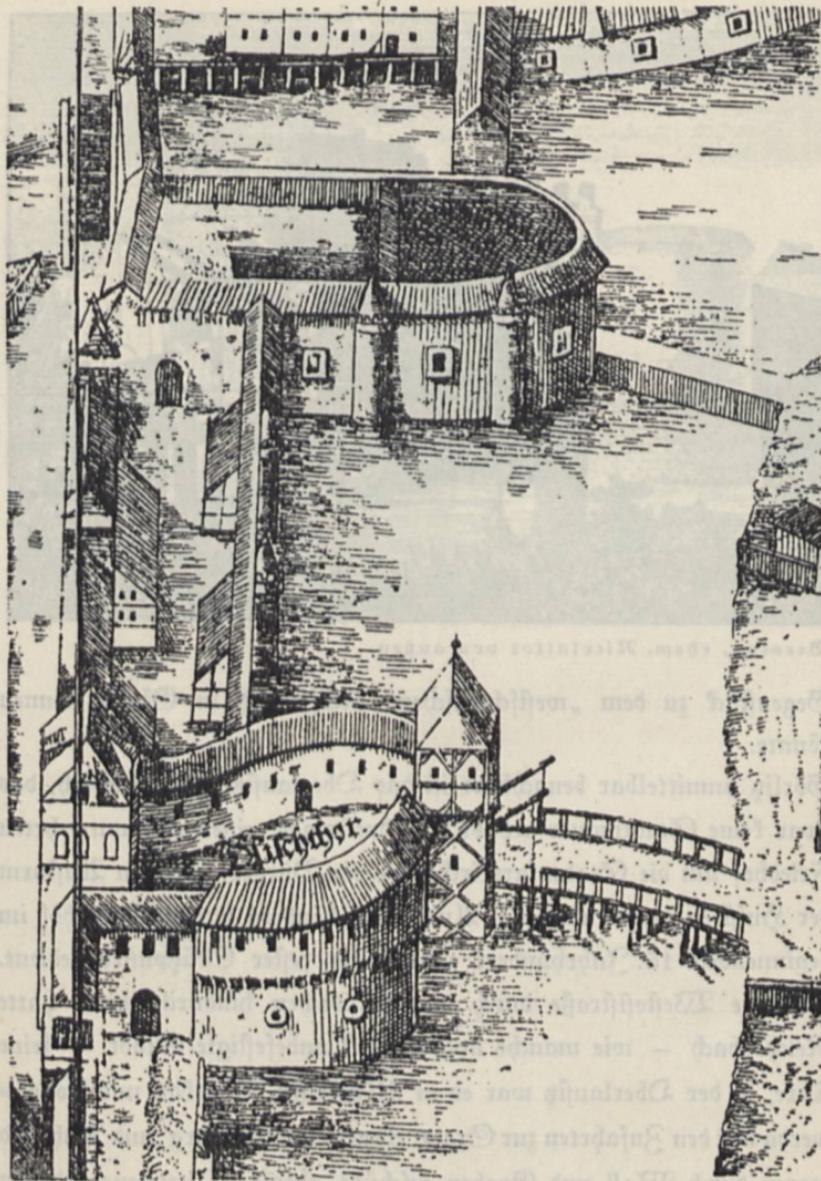


Breslau, ehem. Nicolaitor von außen

Gegenstück zu dem „westschlesischen“ Kaisertrutz in Görlitz nennen könnte.

Görlitz unmittelbar benachbart ist das Oberlausitzer Reichenbach, das zwar keine Stadtmauer gehabt hat, dafür aber einen wohlumwehrten Friedhof um die Stadtpfarrkirche, wo die Bürgerschaft den Ansturm der Hussiten tapfer abschlug. Auch in Schönberg hat der Friedhof im beginnenden 15. Jahrhundert einmal als fester Stützpunkt gedient. Wo die Westoststraße durch das Städtchen hindurchführte, hatte Reichenbach — wie manche andere sonst unbefestigte Stadt — seine Tore, in der Oberlausitz war es in Marklissa, Muskau und Hoyerswerda mit den Zufahrten zur Stadt ebenso. Rothenburg und Ruhland waren durch Wall und Graben geschützt, ebenso Wittichenau, dessen massives Kamenzener Tor 1823 der Spitzhacke zum Opfer gefallen ist.

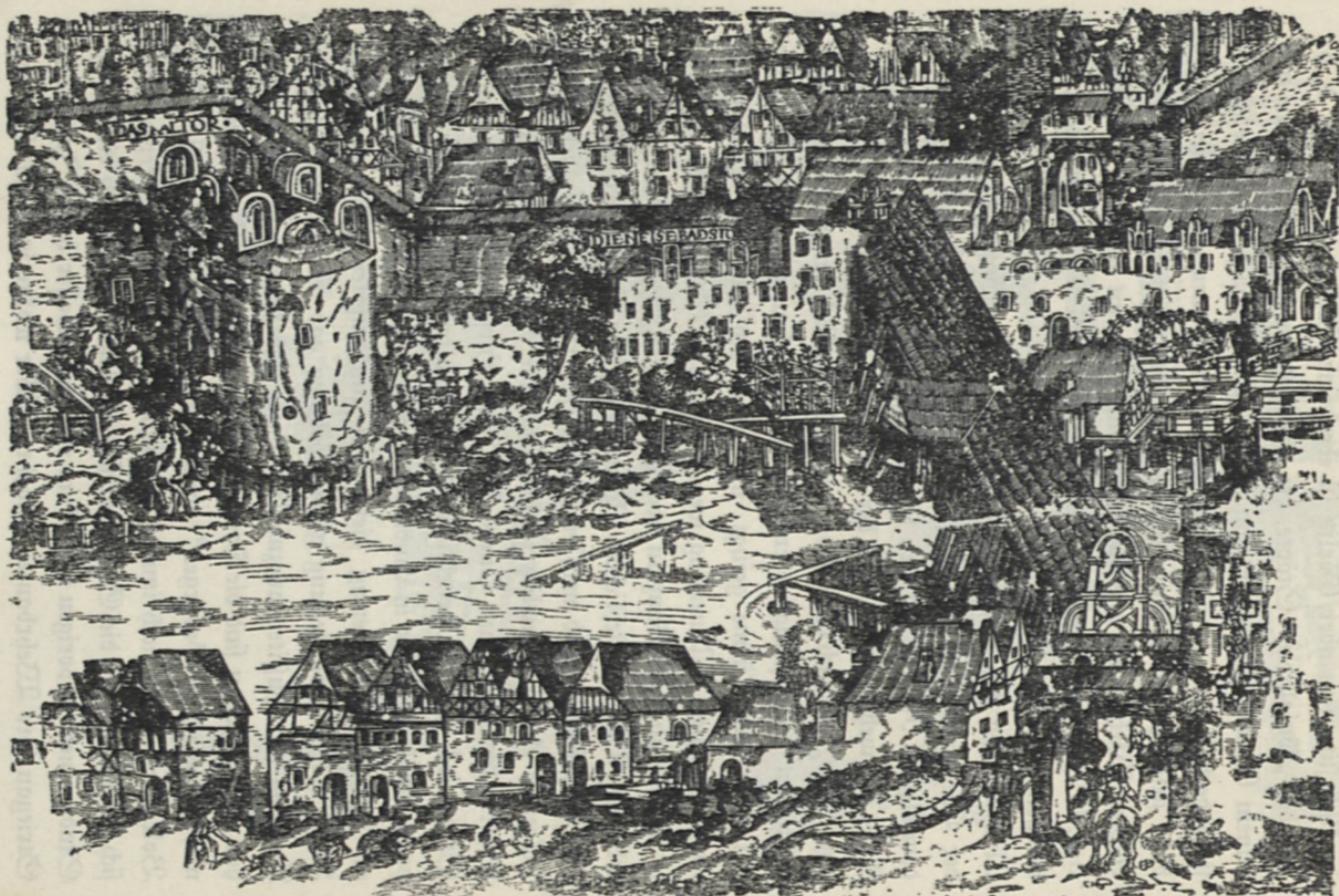
Uns mag die geringe Ausbeute, welche die Ostoberlausitz im geraden Gegensatz zu der starken Wehr der Sechsstadt Görlitz bietet, nach-



Breslau, ehem. Ohlauer Tor
Aus dem Stadtplan des Barthel Wehner von 1562

denklich stimmen; aber Görlitz ist eben eine Sechsstadt gewesen, d. h. eine der „königlichen“ Städte, die am Landesregiment teilnahmen und keinem Grundherrn untertänig waren. Auch Lauban war eine Sechsstadt, deshalb war es mit Doppelmauer, Tortürmen und Basteien aufs beste geschützt; noch heute haben Teile der Hauptmauer den eingedachten Wehrgang, und das Stadtbild bestimmt wie einst der mächtige, in Hussitenwirren und Dreißigjährigem Krieg umkämpfte Brückerturm.

Mit Lauban stehen wir am Queis, dem alten Grenzgraben zwischen der Oberlausitz und den schlesischen Herzogtümern. Von Bunzlau und dem Kleinen Naumburg, den beiden Töpferstädten, aus spannt sich der Kreis der wehrhaften Plätze der Bolkonen, der Herzöge von Schweidnitz-Jauer, bis nach Schweidnitz und Reichenbach unter der Eule. Aus mächtigen Sandsteinquadern sind in Bunzlau und Löwenberg die Mauern und Türme gefügt, und wenn sich auch mit Löwenbergs wohlerhaltenem Mauerring wenige schlesische Städte messen können, so ist doch auch in Bunzlau noch der ganze Kreis der Befestigung zu erkennen. Von dem schlichten Mauerkranz von Naumburg am Queis und Greiffenberg sind noch einzelne Reste erhalten, indes Liebenthal's Mauern ebenso gründlich zerstört sind wie die Tore des sonst unwehreten Friedeberg am Queis. Während Hirschberg die rings um die Stadt noch z. T. in erheblicher Höhe erhaltene Hauptmauer wieder herauschält, erinnert in Landeshut gerade noch der Name Wallstraße an den Befestigungsring dieser viel umkämpften Grenzstadt, der Bolko I. die Frontstellung gegen Böhmen gab, die mit als erste den Ansturm der Hussiten auszuhalten hatte und damals schwer gelitten hat. In Schönau sind die Tore des sonst „nicht mit Mauern, sondern mehrentheils mit Gebürgen“ umschlossenen Städtchens gefallen. Die Bolkoburg streckt noch immer die Arme aus, um ihr Bolkenhain an sich zu ziehen, aber die Stadt hat sich der Umfassung durch die Burgstadtmauer im vorigen Säkulum entzogen. Besser haben Jauer und Striegau ihre Wehrbauten bewahrt. Wer wollte im Stadtbild von

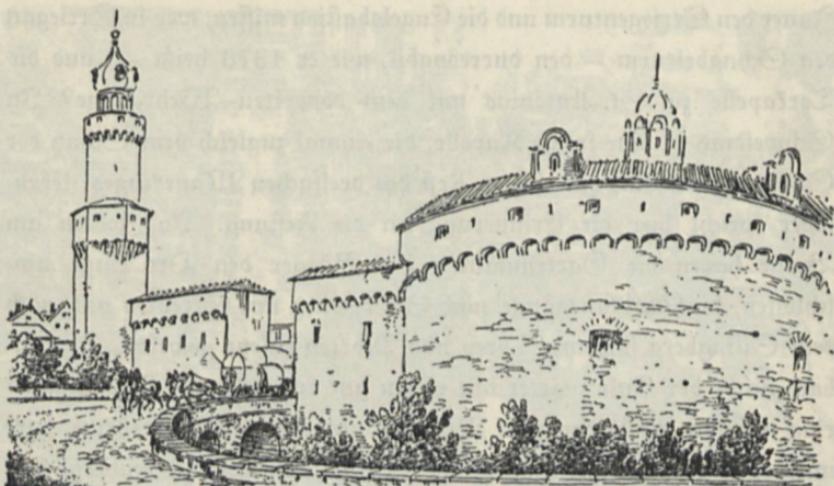


Görlitz im Jahre 1565. Ausschnitt: Meißnertor. - Holzschnitt von Joseph Meiler und Georg Scharffenberg 1566

Zuer den Striegenturm und die Engelsbastion missen, wer in Striegan den Schnabelturm — den durrenabil, wie er 1378 heißt —, und die Lorkapelle zu St. Antonius mit dem doppelten Wehrgange? In Schweidnitz ist eine solche Kapelle, die einmal zugleich dem Schutz der Stadt gedient hat, der einzige Rest des dreifachen Mauerzuges; lebendiger spricht hier die Erinnerung an die Festung. In Zobten am Berge haben die Gartenmauern der Bürger den Ort rings umschlossen, die Stadtausgänge nach Schweidnitz und Strehlen und nach dem Silingberg sind mit Toren und Pforten besetzt gewesen. Reichenbach unter der Eule wartet mit einem gut erkennbaren Befestigungsring auf; die Reste von zwei Mauern und einige Mauertürme, darunter vielleicht der, in dem Ernst Moritz Arndt 1813 während der hochpolitischen Verhandlungen der Waffenstillstandszeit gehaust hat, erinnern daran, daß Reichenbach zu den besser befestigten Städten im Grenzland gegen Böhmen gehört hat.

Bolko I., der Städte- und Burgenbauer, hat auch über Münsterberg und Frankenstein geboten, die nach ihm ein eigenes Fürstentum geworden sind, erst mit Münsterberg als Residenz, dann mit Frankenstein, wo ein groß geplantes und nie ganz vollendetes Herzogschloß — seit dem Dreißigjährigen Krieg Ruine — auf uns gekommen ist. Wer Münsterberg einmal auf sich wirken läßt, der muß mit seinem lebenswürdigen Stadtbild auch den breit-gemütvollen Patschkauer Torturm lieb gewinnen. In Frankenstein zeigt die Mauer noch Schießscharten und Reste des Wehrgangs, und auch von den wenigen Weighäusern sind einige erhalten.

Die Münsterberger Herzöge sind lange auch Grafen der eigentlich böhmischen und doch so urschlesischen Grafschaft Glatz gewesen. In Glatz selbst, der Stadt am Festungsberg über der Neiße, besitzt die Grafschaft das Bild einer wehrhaften Stadt; auch Habelschwerdt hat seine Wehrbauten erhalten; das wuchtige Wassertor, den Breslauer Torturm und den gleichfalls viereckigen Mauerturm, auf dem die Glocken der evangelischen Kirche hängen, und mit ihnen die Mauern,



Görlitz, Reichsbacher Tor mit Torturm und Kaisertrug
Zeichnung von Schinkel

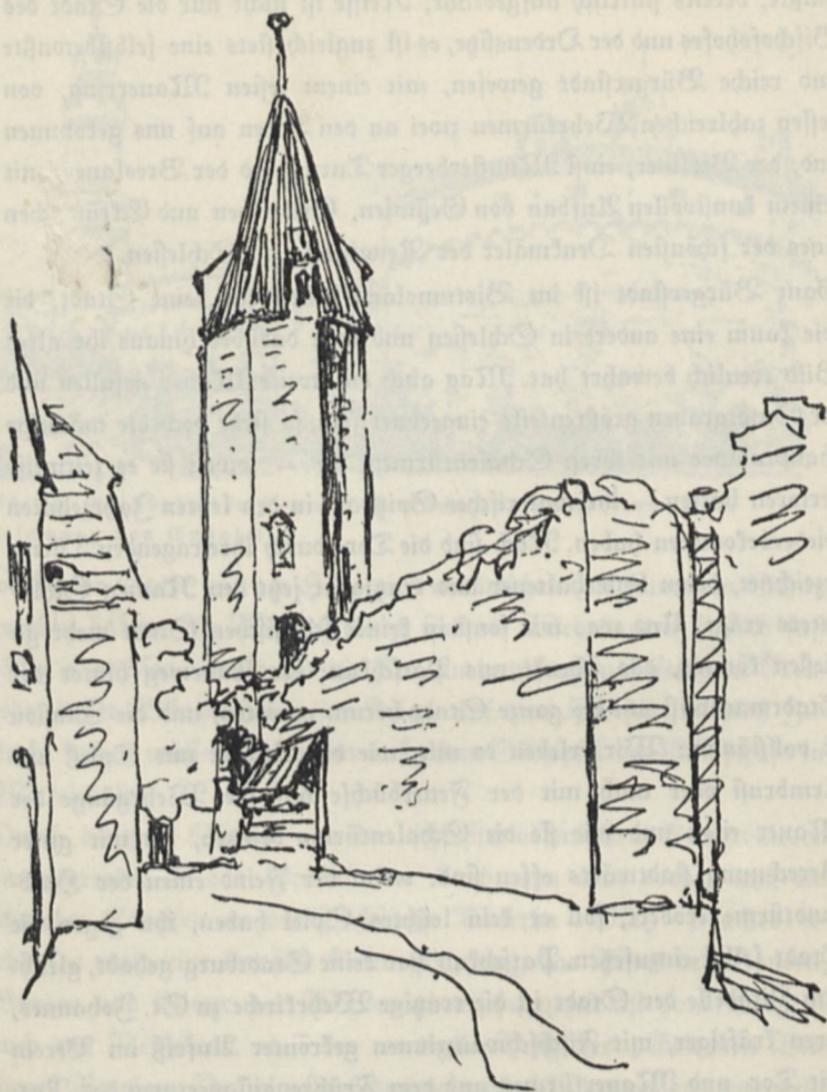
welche der Stadt auf der Höhe zum natürlichen den steinernen Schutz gegeben haben. In Wünschelburg sind die Wehebauten freilich fast völlig abgerissen, ebenso wie die Tore in dem sonst unbefestigten Neurode; dessen Bürger haben im Kriege auf dem Herrschaftsschloß Zuflucht suchen müssen, so wie im äußersten Südzipfel der Grafschaft in Mittelwalde.

Durch deutsche Siedler aus den schlesisch-böhmischen Grenzwäldern herausgerodet ist das Grafschaftler Land, von dem vorher nur ein schmaler Streifen an der Paßstraße Wartha — Glas — Nachod erschlossen war; eine deutsche Kulturschöpfung, das Werk der Bauern, Bürger und Ritter der Wiedereindeutschungszeit ist zum Großteil auch das Neißeland, einst der wertvolle Besitz des „Goldenen Bistums“ Breslau. Der alte Landesmittelpunkt ist Dittmachau; dort steht am Anfang die Burg, während das Städtel reichlich spät ummauert wurde; heute ist ein Stück Stadtmauer und an einem der einstigen drei Tore der Sperlingssturm erhalten. Als die bischöfliche Verwaltung von Dittmachau nach Neisse ging, war die junge Stadtgründung, deren Aufschwung die Lage an den großen Verkehrswegen begünstigen

mußte, bereits stattlich aufgeblüht; Neisse ist nicht nur die Stadt des Bischofshofes und der Ordenssitz, es ist zugleich stets eine selbstbewußte und reiche Bürgerstadt gewesen, mit einem festen Mauerring, von dessen zahlreichen Wehrtürmen zwei an den Toren auf uns gekommen sind, der Berliner, einst Münsterberger Turm, und der Breslauer, mit seinem kunstvollen Aufbau von Gesimsen, Giebelchen und Ecktürmchen eines der schönsten Denkmäler der Renaissance in Schlesien.

Ganz Bürgerstadt ist im Bistumsland Patschkau, eine Stadt, die wie kaum eine andere in Schlesien und weit darüber hinaus ihr altes Bild treulich bewahrt hat. Mag auch die zweite Mauer gefallen und der Stadtgraben größtenteils eingeebnet sein, so steht doch die mächtige Hauptmauer mit ihren Schalentürmen, die — soweit sie es zeitweise verloren hatten — ihr malerisches Spitzdach in den letzten Jahrzehnten wiederbekommen haben. Noch sind die Tore durch ihre ragenden Türme bezeichnet, deren besterhaltener und trutzigster jetzt den Namen Schlageters trägt. Und was wir sonst in keiner schlesischen Stadt mehr genießen können, das schenkt uns Patschkau; der Fahrweg hinter der Stadtmauer ist um die ganze Stadt herum erhalten, und die Illusion ist vollständig: Wir erleben es mit, wie die Bürger mit Spieß und Armbrust oder auch mit der Feuerbüchse auf die Wehrgänge der Mauer eilen und wie sie die Schalentürme besetzen, die mit guter Berechnung stadtwärts offen sind: wenn der Feind einen der Halbrundtürme erobert, soll er kein leichtes Spiel haben, ihn gegen die Stadt selbst einzusetzen. Patschkau hat keine Stadtburg gehabt, gleichsam Zitadelle der Stadt ist die trutzige Wehrkirche zu St. Johannes, deren Kräftiger, mit Fischschwanzzinnen gekrönter Aufsatz im Verein mit Tor- und Mauertürmen und dem Frührenaissanceturm des Rathauses die Silhouette der Stadt bestimmt.

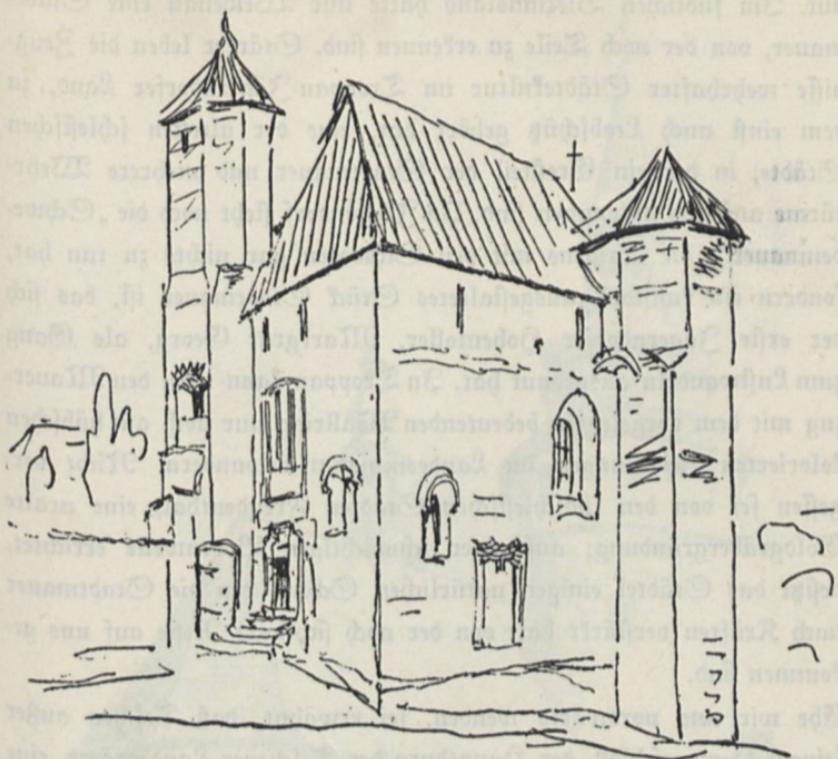
Patschkau ist unmittelbar an der Grenze des Bistumslandes entstanden, und man hat daran gedacht, daß es eine bischöfliche Grenzfestung sein sollte. Der Schluß liegt um so näher, als wir es von Ziegenhals ausdrücklich wissen, daß die Gründung des festen Platzes ein Gegen-



Striegau, Schnabelturm · Zeichnung von Quast

schlag gegen das Ausgreifen Mährens bis nach dem Zuckmanteler Goldgräberrevier gewesen ist. Heute ist dort der Turm des Obertors der letzte Zeuge alter Wehrhaftigkeit.

Der Bischof von Breslau ist nicht nur Fürst von Neisse, sondern auch



Striegau, Antoniusstorkapelle. Zeichnung von Quast

Herzog von Grottkau gewesen. Die Stadtmauer seiner Herzogsstadt ist zum großen Teil bis zu fünf Meter hoch erhalten und wird noch in unseren Tagen von zwei der vier Tortürme, dem Münsterberger und dem Löwener — beide von erheblicher Höhe und Wucht und schöner Renaissancezierart — und wenigstens einem der früher recht zahlreichen Mauertürme überragt. Erst wenn man sich auf den Wehrtürmen nach dem Vorbild des Pfarrkirchturms die gemauerten Spitzen hinter dem Binnenkranz ergänzt, hat man eine rechte Vorstellung von ihrer einstigen monumentalen Wirkung.

Ein Teil des Bistumslandes ist 1742 österreichisch geblieben, mit ihm der Großteil der Fürstentümer Jägerndorf, Troppan und Teschen. Sie klingen heute wieder mit vollen Akkorden im Lied Großschlesiens

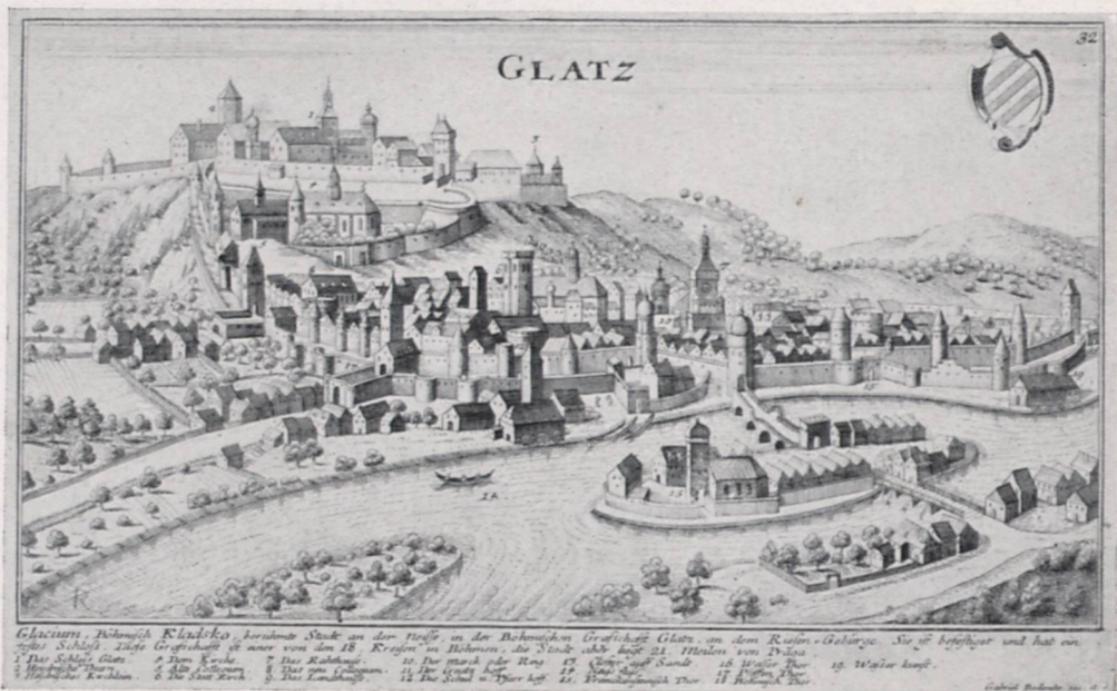
mit. Im südlichen Bistumsland hatte nur Weidenau eine Stadtmauer, von der noch Teile zu erkennen sind. Stärker leben die Zeugnisse wehrhafter Städtekultur im Troppau-Jägerndorfer Land, zu dem einst auch Leobschütz gehört hat, eine der ältesten schlesischen Städte, in der ein Großteil der Stadtmauer und mehrere Wehrtürme auf uns gekommen sind. In Jägerndorf steht noch die „Schwedenmauer“, die übrigens mit den Schweden gar nichts zu tun hat, sondern ein kunstvoll ausgestaltetes Stück Stadtmauer ist, das sich der erste Jägerndorfer Hohenzoller, Markgraf Georg, als Gang zum Lustwandeln ausgebaut hat. In Troppau kann man den Mauerzug mit dem vorgelegten bedeutenden Wallring nur noch auf hübschen kolorierten Zeichnungen im Landesmuseum bewundern. Nicht vergessen sei von den südschlesischen Städten Freudenthal, eine uralte Goldgräbergründung; auf einer schwächtigen Bodemwells errichtet, besitzt das Städtel einigen natürlichen Schutz, den die Stadtmauer nach Kräften verstärkt hat, von der noch sichtbare Reste auf uns gekommen sind.

Ehe wir uns nordwärts wenden, sei erwähnt, daß Teschen außer seinem Herzogschloß, der Hauptburg der Teschener Landeshüter, eine starke städtische Wehr besaß: „zwei Klafter dicke Ringmauern und breite Wallgräben“. „Weitschichtige Tore gewährten durch feste Türme hindurch den Zugang“. Auch Bielig, Freistadt und Wagstadt waren befestigt, ebenso die früh ummauerte Olmüzer Bischofsstadt Hohenplog, die das Mißgeschick hatte, gegen Ende des 15. Jahrhunderts ihre Mauern zu verlieren, als König Matthias von Ungarn sie als Herr von Mähren und Schlesien niederbrennen ließ, die ihre Wehr aber im Zeitalter verstärkter Türkenangst wiederbekam. Katscher, eine erzbischöflich-olmüßische Enklave im Leobschützer Land, hat von dem Befestigungsrecht, das Bischof Nikolaus 1389 den Bürgern gab, keinen Gebrauch gemacht und trotz der Zinnenmauer im Stadtwappen nur Wall und Graben besessen. Andere südschlesische Städte wie Oderberg, Bauerwitz, Engelsberg oder Würbental sind ganz un-



2 Hirschberg i. Nsgb.

Die St. Anna-Lockkirche, eine ehemalige Bastion am Schildauer Torturm
Handzeichnung von G. Grundmann



3 Glas - Kupferstich von Gabriel Bodenehr, 17. Jahrhundert



1. Bogen Thor
2. Dominicaner Closter.
3. Capuciner Closter.
4. Kreuz Thor.
5. Strauscher Thor.
6. Rath. Haus.
7. Seminarium.
8. Wasser Kunstf.
9. Minoriten Clo.

10. Kappeln Thor
11. Jesuiten Coll. und
12. Pfarr Kirch.
13. Adler Thor.
14. S. Laurentz Kirche.
15. Grotz Horn
16. Peters Thor.
17. Friedens Kirche.
18. Schieß Statt.
19. Begräbnis.

1740. Joh. Pöhl. del. J. B. Krieger. sculp.



5 Frankenstein, Silberberger, ehemal. Schweidniger Thor
Handzeichnung von Quast

bewehrt gewesen. In Jablunkau war zwar nicht das Städtel, dafür aber der Paß, die natürliche Südgrenze Schlesiens, befestigt; hier hat die österreichische Türken Grenze Schlesien eine Zeitlang unmittelbar berührt.

Im Kerngebiet Oberschlesiens war Oppeln nicht nur ein wichtiger Burgort, die Stadt hat auch Mauer, Wall und Graben besessen, die Mauern besetzt mit zwölf Wehrtürmen, die Torbefestigungen ungezählt. Im vorigen Jahrhundert ist die städtische Wehr bis auf geringfügige Reste gefallen. In den beiden anderen Herzogssitzen sieht es nicht viel besser aus. Ratibor muß früher ein recht fester Platz gewesen sein; die Wehrbauten, von denen hier noch ein Stück Mauer steht, haben den Abfall des Stadtgeländes zum Oberlauf geschickt ausgenutzt. In Cosel sprechen nur Schloß und Sigismundkirche von der mittelalterlichen Herzogsstadt, sonst beherrschen Festung und Garnison das Bild. In Beuthen und Gleiwitz schält sich der einst ummauerte Stadtkern noch aus dem Bilde der Industriegroßstadt deutlich heraus. Beuthens Mauern führt die Tradition ins 13. Jahrhundert zurück, und von Gleiwitz lesen wir 1783, es möge „ehedem eine starke Festung und gut gebaut gewesen sein, denn die Mauern um die Stadt und an der Kirche“ wären „von außerordentlicher Dicke“, sie wären „ehemals ziemlich hoch“ gewesen, „aber nach und nach über ein Drittel abgenommen worden“. Gerade damals wurden in den einstigen Wällen Gärten angelegt.

Das wehrhafte Gleiwitz ist berühmt geworden durch die heldenmütige Verteidigung gegen die Mansfelder im Dreißigjährigen Kriege, bei der die wackeren Frauen den Feind der Sage nach mit kochendem Hirsebrei abgewehrt haben:

„Das Städtchen Weinsberg nicht allein,
auch Gleiwitz soll gepriesen sein.“

Ober- und Niederwallstraße zeigen noch den alten Befestigungsring an, von der Mauer sind freilich nur ganz geringe Reste erhalten, und die beiden Tore, das Weiße oder Beuthener und das Schwarze oder Ratiborer Tor, sind ebenso verschwunden wie die 19 Wehr-

türme, die 1860 noch erkennbar waren. So ist Gleiwitz nicht besser daran als Cöhrau und Loslau mit ihren wenig bedeutenden Mauerresten, von denen in Loslau schon Ende des 18. Jahrhunderts wenig zu sehen war. In Tost stehen stattliche Ruinen der Eichendorffburg, aber die daran anschließende Stadtmauer mit vorgelagertem Wall ist gefallen.

In Groß Strehlitz, das „größtenteils mit einer Mauer umgeben“ war, ist noch ein Wehrturm erhalten. Kieferstädtel hat außer seinen drei Toren nur Wall und Graben besessen. Auch bei Tarnowitz und Guttentag wird lediglich von drei Toren berichtet, in Pleß von zwei. In Bergstadt waren „Mauern und Tore“ schon 1783 „eingefallen“; in Peiskretscham ist die Befestigung ebenso gründlich abgerissen worden wie in Landsberg an der Prosna, das schon Ende des 18. Jahrhunderts als „völlig offen“ galt. Mehr von der Natur als durch Wehrbauten war Rosenberg besetzt. Die Befestigung ist früh verfallen, schon 1783 standen „keine eigentlichen Mauern mehr, sondern nur Rudera von den alten“, die Tore waren bereits durch Schlagbäume ersetzt. Hultschin, das nach zwanzigjähriger Abtrennung zum Ratiborer Land zurückgekehrt ist, hat außer einer ziemlich starken Mauer Schalentürme besessen, die nach Art der Patschkauer stadtwärts offen gewesen sind. Von Dberglogaus Mauern wird berichtet, daß sie „nicht sonderlich hoch, aber desto stärker“ gewesen sind. Goseltor und Wassertor sind verschwunden, dafür besitzen wir noch das Schloßtor mit dem Stockhause, das von einer Barockhaube gekrönt ist und außerdem um 1780 mit Malereien geschmückt wurde. In Neustadt O. sind zwei Stadttürme, in Büß der Turm des Süd-tors, Stockhausturm genannt, erhalten. Neustadt war durch eine Mauer und Wall geschützt, seine Gräben wurden vom Neustädter Wasser gespeist. Krappitz bot seine Lage auf der Höhe oberhalb der Mündung der Hogenplog in die Oder einen starken Schutz, Teile der Stadtmauer und ein Wehrturm, der jetzt dem Gedenken an den Selbstschutz Oberschlesien geweiht ist, sind erhalten. In Falkenberg

fehlte auf der Nordseite, wo sumpfige Wiesen die Stadt umgeben, der Mauer Schutz, dagegen hatte die Südseite eine Mauer mit acht kleinen Türmen. Jetzt sind nur noch wenige Mauerreste zu erkennen.

Alles zu tun ist für die Forschung noch in den im 15. und 16. Jahrhundert verlorenen, jetzt wiedergewonnenen schlesischen Herzogtümern Aufschwiz, Zator (Neustadt) und Gewer; da hören wir beispielsweise von Zator, dem alten „Nebenstadt“, daß es 1432 ummauert worden ist.

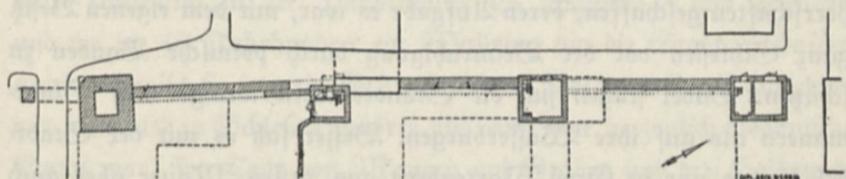
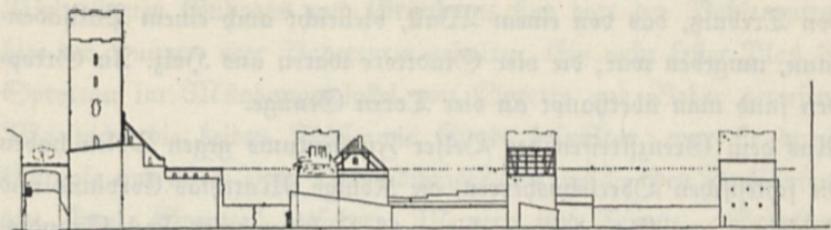
Erst seit 1820 zu Oberschlesien gehört der früher herzoglich-briegische Kreis Kreuzburg und damit die schön erhaltene Stadtbefestigung von Pitschen. Ihr Kern ist eine glatte Ringmauer, die hier keine Schalen, Bastionen oder Wehrtürme hat; nur an den beiden Haupttoren und bei dem Ausgang der Fleischergasse (dort steht der Sandturm merkwürdigerweise stadteinwärts ein Stück hinter der Mauer) ragen Türme auf. Vor der Mauer liegen Wall und Doppelgraben. Wir sind hier auf heiß umkämpftem Boden; es ist erschütternd, wenn das Deutsche Städtebuch in seiner knappen Stichwortsprache von Pitschen berichtet: „Feindliche Einfälle: 1271, 1427 durch die Polen geplündert, 1431 durch die Hussiten verwüstet, 1441, 1471, 1474 durch die Polen gebrandschatzt, 1588 nach der Schlacht bei Pitschen (dort kämpften Sigismund von Schweden und Maximilian von Österreich um die polnische Krone) gebrandschatzt, 1618, 1622, 1627, 1633 durch kaiserliche Truppen geplündert, 1643: schwedische Reiter hausten in der Stadt.“ Es ist gut, vor einer solchen Aufzählung einmal ganz still zu werden; vielleicht wird es dann manchem erst recht bewußt, was an Zähigkeit und Aushalten-Können dahinter steckt, wenn am Ende all solcher Plackereien und Leiden in den schlesischen Städten der Satz stehen kann: „Und dennoch lebt die Stadt.“

Aus dem kernigen Menschentum hier oben stammt Gustav Freytag. Seine Vaterstadt Kreuzburg hat ein gutes Stück alter Wehr besonders im Süden der Stadt erhalten; der Ort war nur teilweise ummauert, sonst mußte ein Palisadenschutz ausreichen. Konstadt be-

gnügte sich ganz mit dem Schutz durch das Sumpfgelände ringsum; wie so oft waren aber die Stadteingänge durch Tore bezeichnet.

Sehr ungleichmäßig sind die Stadtbefestigungen in den Kernlanden des Brieger Herzogs erhalten. In Brieg ist die mittelalterliche Wehr der Festung zum Opfer gefallen, von deren Toren jetzt eines in den Grünanlagen auf den alten Wällen aufgebaut ist. In Ohlau sind die früher recht stattlichen Mauern und Wälle dieser zweiten Residenz und Landesfestung der Brieger Herzöge völlig vernichtet, und in Strehlen steht fast nur noch einer der Mauertürme, der „Pulverturm“; die Godehardkirche wird zu Unrecht mit der Befestigung in Verbindung gebracht. Von dem Plankenwall Löwens ist nichts erhalten. Aber in Nimptsch umgibt die Mauer noch allseitig die Stadt, wenn auch nur in halber Höhe; in seiner Lage auf steilem Bergücken ist Nimptsch eine natürliche Festung, die beispielsweise im Hussitenkriege von den Schlesiern jahrelang ohne den geringsten Erfolg bestürmt wurde, nachdem sie der Feind überrumpelt hatte. Nimptsch ist ein Platz mit denkbar alter Tradition; die Stadtmauer erhebt sich auf den Trümmern der frühgeschichtlichen Burg, die Kaiser Heinrich II. 1017 vergeblich berannte, und diese Frühzeitburg ist vor dem Aufstieg Breslaus der Hauptort der Schlenanen und davor eine wichtige Burg der letzten Cilingen gewesen. Noch anderthalb Jahrtausende vorher haben hier oben die Illyrier einen ihrer festen Plätze geschaffen.

Wie der Brieger Herzog mit Kreuzburg, Konstadt und Pitschen, war das Fürstentum Breslau mit Stadt und Weichbild Namslau an der Grenzwehr gegen Polen beteiligt. In schwer zugänglichem Sumpfgelände entstanden, rings von Mauern — auf der Südseite in doppeltem Zuge — umwehrt, war Namslau so recht ein *clavis Silesiae*, ein Schlüssel zu Schlesien, und wir können es verstehen, daß Kaiser Karl IV. bei der Aufrichtung seines Ostterritoriums zwischen Donau und Unterelbe Stadt und Burg Namslau zu einem seiner Stützpunkte gegen Polen ausgebaut hat. Wie Namslau war



Namslau, Stadtmauer mit Krakauer Tor und Turm

Neumarkt, die Weichbildstadt im Zuge der Westoststraße, ein sorgfältig befestigter Platz. Acht Haupttürme und die ungewöhnlich hohe Zahl von 46 Weichhäusern, Schalen und Basteien überragten die Mauer, die fast vollständig, wenn auch nicht in der alten Höhe, erhalten ist. Das kleine Muras hatte im Gegensatz zu den ansehnlichen Weichbildstädten an den großen Verkehrswegen nur zwei Tore, und das bischöflich-breslauische Wansen ist über eine Lehm-mauer nicht hinausgekommen. Besser bewehrt war das ebenfalls dem Bistum gehörige Kanth, wo ein Stück Mauer erhalten ist; dem Wallring folgen jetzt Grünanlagen.

Wie im Kreuzburg-Pitschener Land und in Namslau mußte man im Fürstentum Dels vor polnischen Einfällen auf der Hut sein. In der Residenz steht außer dem großzügigen Herzogschloß noch ein Großteil der Stadtmauer und die Turmdurchfahrt des Breslauer Tores; das niedrige Vortor ist abgebrochen, und seine Steintafeln sind im Rathaus eingemauert. Spät, anscheinend erst im 16. Jahrhundert, hat Bernstadt seine glatte Ziegelmauer — ohne Wehrtürme — erhalten, die noch zum größten Teil erhalten ist; in der Nähe des Schlosses, des Sitzes der Herzöge von Bernstadt-Dels, ist sogar der alte Wehrgang zu erkennen. Gering war die Befestigung

von Trebnitz, das von einem Wall, vielleicht auch einem Palisadenzaun, umgeben war; die vier Stadttore waren aus Holz. In Stropfen fand man überhaupt an vier Toren Genüge.

Aus dem Grenzstreifen des Delsler Fürstentums gegen Polen haben die schlesischen Oberlehnsherren, die Könige Matthias Corvinus und Ladislaus, am Ende des unruhigen 15. Jahrhunderts Freie Standesherrschaften geschaffen, deren Aufgabe es war, mit dem eigenen Besitz ganz Schlesien vor der Benruhigung durch polnische Banden zu schützen. Dabei stützen sich die Standesherrn weniger auf Stadtmauern als auf ihre Wasserburgen. Besser sah es mit der Stadtbefestigung nur in Groß Wartenberg aus, dessen Mauer aber auch erst 1576 erbaut sein soll; davor lag noch ein Erdwall. Das Schloß, das außerhalb von Mauer und Stadtwall stand, war besonders umschantzt; Stadt und Burg waren durch Wassergräben geschützt. Viel ist von den Mauern nicht mehr zu sehen. Von den übrigen Städten und Städteln der Standesherrschaften ist nur Prausnitz bis 1819 ummauert gewesen.

Im Fürstentum Wohlau haben Winzig, Steinau und Wohlau Mauern gehabt; in Wohlau verstärkte ein Kranz von Teichen die Sicherheit. Kaudten hat anscheinend nur im Westen eine Mauer besessen — im Osten war sumpfiges Gelände —, und in Herrstadt mußte der natürliche Schutz ausreichen, den die Lage zwischen Bartsch und Horle zu bieten weiß.

Im Glogauer Land hat Glogau selbst eine reiche Wehrgeschichte. Im 15. Jahrhundert erhielt die Doppelmauer Türme und Basteien, soweit diese nicht schon vor den Hussitenwirren standen; als der Glogauer Rat 1399 die Stadtverteidigung auf die Zünfte aufteilte, wurde nämlich den Schmieden der Platz „off dem Wyghuse, do der Hirte wonet“, angewiesen. Seit dem Dreißigjährigen Krieg ist Glogau Festung; als es 1903 entfestigt wurde, waren die mittelalterlichen Mauern und Tore seit langem abgebrochen. Von der Festung ist nur noch die 1657 angelegte Leopoldsbastion zu sehen. Von den

Wehrtürmen Guhraus und Grünbergs sind dort der Dohlenturm, hier der Hunger- oder Baderturm erhalten. Ein recht fester Platz ist Sprottau im Mündungswinkel von Sprotte und Bober gewesen: Wo nicht die beiden Flüsse die Stadt bespülten, war sie durch Sümpfe und durch einen Verbindungsgraben zwischen den Flußläufen, die „Faule Sprotte“, gesichert. Mauern und Türme — Sprottau hatte schließlich in der Hauptmauer 25 Basteien — sind gefallen, und wo im 16. Jahrhundert ein Wallring um die Stadt geschaffen wurde, umgibt sie jetzt ein Grüngürtel von Anlagen. In Schwiebus, das bis 1816 zu Schlessien gehörte und einst eine herzoglich-glogauische Stadt war, sind Teile von Mauern und Gräben und drei Halbrundbasteien erhalten. In Neustädte! stehen geringfügige Reste der Stadtmauer, deren Zug geschieht dem Abfall zum Weißfurlauf folgt; die Konradskirche neben dem früheren Glogauer Thor, die heute keinen Turm mehr hat und zum Wohnhaus umgebaut ist, gehört wahrscheinlich in den Kreis der schlesischen Thorcapellen. In Heerwegen sind die schlichte Ringmauer und die gewölbten Tore verschwunden, in Koeben weiß man nicht einmal, ob der einstige Plankenzaun das Städtel überall abgesteckt hat. Auch Rothenburg an der Oder hatte nur Palisaden, Schlesiersee gar nur drei Tore. Spät erst sind Lestten und Beuthen an der Oder umwehrt worden, Lestten um 1600 mit einem Wall und im Osten einer Mauer, Beuthen seit 1616 durch einen mächtigen Wall; der Stadtherr, Georg von Schönau, sah infolge seiner Verbindungen mit Prag und Wien den großen Krieg kommen und hat damit leider recht behalten.

An einer Stelle besitzt das Glogauer Land noch eine fast völlig erhaltene Befestigung mit Doppelmauer, Basteien, Graben und Wall: in Freystadt. Hier lebt Geschichte des wehrhaften Schlessiens, und den Blick über den vierschrötigen Grossener Thorturm auf die stattliche Marienkirche kann man dem malerischen Bild vergleichen, das Schalentürme und Wehrkirche in Patschkau bieten.

Auch Fraustadt, das früh an Polen verloren ging und trotzdem bis

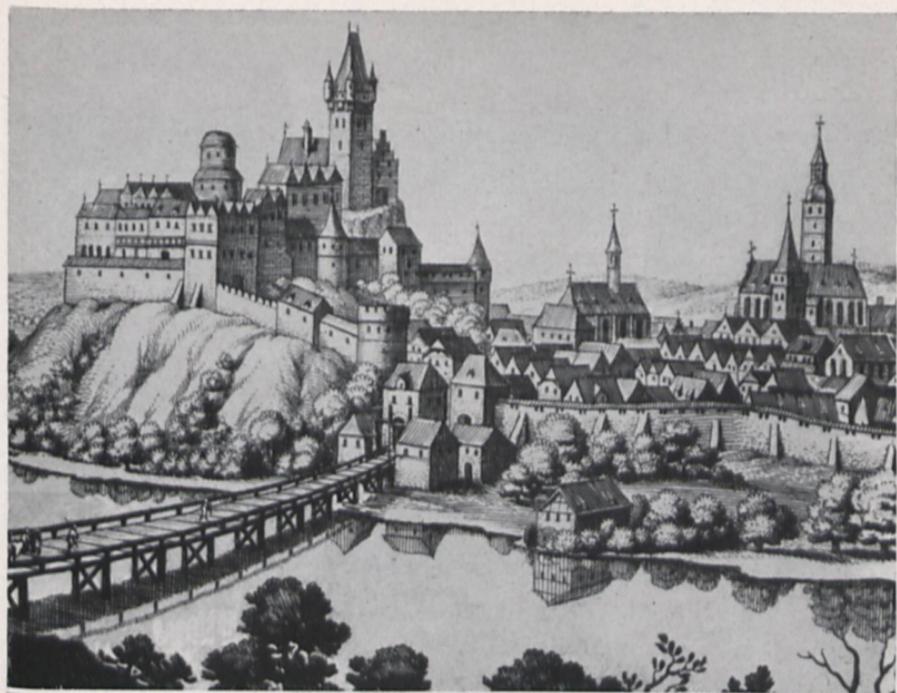
zu seiner Wiedervereinigung mit Schlesiens eine deutsche Stadt blieb, hatte Mauern und Türme; die Kripplein-Christi-Kirche ist hier an einen Torturm angebaut, der heute noch ihre Glocken trägt. Die wehrhaften Städte Grossen und Züllichau kamen Ende des Mittelalters an Brandenburg. Im Saganer Herzogtum erinnert in der einstigen Residenz die Parchengasse an die städtische Wehr; in Priebus ist der Hungerturm der Burg, wo der wilde Hans II. von Sagan der Überlieferung nach seinen Bruder Balthasar elend umkommen ließ, erhalten; auch Teile der Stadtmauer stehen noch.

Nach der Abschreitung von Schlesiens Grenzen bleibt noch ein Wort über die Städte der Liegnitzer Herzöge zu sagen. Liegnitz und Lüben haben schon die Hussiten abgewehrt; obgleich Liegnitz bereits im 15. Jahrhundert einen starken Wall erhalten hat, haben die Mauern doch die Wälle überlebt, denn die Festung ist bereits unter Friedrich dem Großen geschleift worden. Trotz all dem, was die Herzöge in der Hussitenzeit und unter dem Eindruck des ersten Türkenvorstoßes auf Wien für die Umwallung getan haben, stammten die ältesten Erdbastionen doch erst aus dem Dreißigjährigen Krieg, in dem die Stadt als fester Platz ihren Herzögen entglitt und 40 Jahre vor dem Aussterben des Herzogsgeschlechts anfang, eine kaiserliche Festung zu werden. Reste der Mauern und vor allem die wuchtigen Türme am Glogauer und Haynauer Tor stehen bis heute. Parchwitz besitzt noch Mauerreste, Haynau im Weberturm einen seiner Mauer-türme. Er hat besser gehalten als der berühmte Haynauer Turm „aus Buttermilch und Sauerkraut“, von dem es so schön heißt:

„... Die Ritze wurden gar zu arg,

Da fiel der ganze Turm zu Quarg.“

Auf dem wuchtigen Pfarrkirchturm sind noch heute die untersten Treppen aus Holz, und erst in achtbarer Höhe fängt die Steintreppe an. Dort oben haben sich nämlich im Dreißigjährigen Krieg einmal 36 Schweden festgesetzt, die man nicht herunterbekommen hat, weil sie den unteren Teil der Steintreppe abgebrochen hatten. In Haynau



6 *Hefchen, Stadtmauer und Burg* . Kupferstich aus Merian

7 *Troppau, ehem. Gräßer Tor* . Aquarell von Franz Biela, 1813



2 Patschkau, Mauerthurm und St. Johanniskirche

selbst erzählt man die gleiche Geschichte für den Hussitenkrieg. Das wäre dann eine ausgesprochene Parallele zu Goldberg, wo sich tatsächlich auf dem kleinen Turm der Stadtpfarrkirche — der große stand noch nicht — einige Bürger bei der ersten Hussitenheimsuchung im Jahre 1427 gehalten haben. Goldberg hat merkwürdigerweise in den Kriegen, die Schlesien betroffen haben, meist eine sehr passive Rolle gespielt, obgleich es durch seine Lage hoch über dem Kaschachtal schon von Natur gut geschützt ist und obendrein eine ziemlich starke Befestigung mit größtenteils doppelter Mauer, Schalentürmen, Weighäusern und Streichwehren besaß. Von den Tortürmen steht noch der des Ober- oder Schmiedetors, der zwar sein Spitzdach verloren hat, aber noch den Kranz von Renaissancezinnen und Pechnasen besitzt. Der alte Zugang in beachtlicher Höhe erinnert daran, daß das Untergeschoß nach altem Brauch auch beim Goldberger Schmiedeturm Gefängnis war.

Wir haben Schlesien durchmessen und allerorten nach Zeugnissen alter städtischer Wehrhaftigkeit Ausschau gehalten. Mancher, der Schlesien sonst gut kennt, wird überrascht gewesen sein, wie oft er an versteckten Mauerresten und Turmrainen achtlos vorbeigegangen ist. Und wenn heute in einer ganzen Reihe von Städten nur verhältnismäßig wenig von der alten Wehr erhalten ist, so bleibt es doch erstaunlich, wie viele heute und in der Vergangenheit kleinen Orte besetzt gewesen sind, wenn sie vielleicht auch nur Wall und Graben oder einen Palisadenzaun besessen haben.

Hinter diesem einstigen oder in Orten wie Patschkau und Freystadt, Pitschen und Löwenberg noch heute klar abzulesenden Bilde der wehrhaften Stadt steht eine geschichtliche Wirklichkeit, steht das Schicksal eines deutschen Stammes im Osten. Bei Pitschen ist etwas davon angeklungen. Rechtes Leben gewinnen die schlesische Stadt und mit ihr die Mauern und Türme, Wälle und Gräben erst im Angesicht der Kämpfe und Leiden und der trotzigigen Selbstbehauptung von sieben harten Jahrhunderten.

LOWENBERG, DER TYP EINER WEHRHAFTEN STADT

Es gibt wenig Städte, welche die Jahrestinge ihrer Geschichte so klar ablesen lassen wie Löwenberg. Mauern und Türme umschließen wie einst den großzügig angelegten Stadtkern; Kirchen und hochgieblige Patrizierbauten, das breit gelagerte Rathaus mit steilem, schlankem Turm und die überbogten Gassen, das alles ist steingewordene Geschichte, ist Zeugnis von Fleiß und Zähigkeit vieler Geschlechter, die alle zusammen diese Stadt gebaut haben.

Löwenberg, das nach Geschichte und Gegenwart so recht die typische Verkörperung alter schlesischer Wehrhaftigkeit und Stadtkultur ist, ist aus dem ersten Schwung der beginnenden Landnahmezeit geworden; 1209, vielleicht auch erst 1217 erhält die Gründung deutsches Stadtrecht. Damals wird an Ragbach und Bober nach Gold gegraben, die Stadt entsteht, wie Goldberg, inmitten eines Bergreviers.

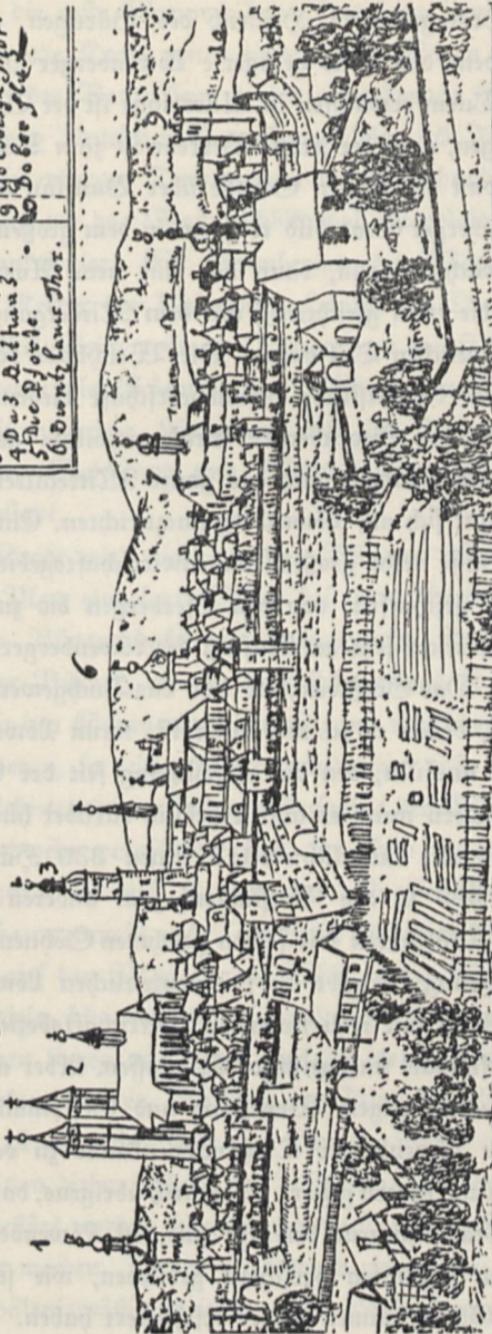
Dazu kommt die bäuerliche Landnahme in den weiten Grenzwäldern, die den schmalen Siedelstreifen am mittleren Bober in dieser Frühzeit eingehegt haben; Löwenberg wird hier Markort und Hochgerichtssitz, es ist, um einen Begriff des schlesischen Mittelalters zu gebrauchen, von Anbeginn der Vorort eines Weichbilds.

Durch Bergbau und Bauernsiedlung haben sich damals die Verkehrswege und Fernhandelszüge verlagert. Neben den alten Westostweg über Bunzlau tritt ein südlicher Ast der Hohen Straße, der in Löwenberg den Bober und vor Goldberg die Ragbach überschreitet. Ebenfalls auf Rodungsboden führt jetzt eine Straße von Böhmen über Zittau — Friedland — Greiffenberg nach Schlesien, die in Löwenberg auf die Hohe Straße trifft.

Das ausgedehnte Weichbild, das im Norden sogleich über die übliche Bannmeile hinausgreift, der Goldbergbau und die Lage an den großen Straßen, dazu ein Ackerbürgertum, das über den eigenen Bedarf der Stadt hinaus exportieren kann, das sind in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens die entscheidenden Züge im Gesicht dieser alten schlesischen Stadt. Bald tritt das Tuchgewerbe hinzu: Herzog Boleslaus II.,

PROSPECT von Löwenberg.

- | | |
|----------------------|----------------------|
| 1) Das Lambrer Thor | 7) Minoritsche Clost |
| 2) Joh. Pforte | 8) Begräbnis kirch |
| 3) Rathhaus u. Thurm | 9) Boberg Thor |
| 4) Das Dechman's. | 10) Boberg Fle. |
| 5) Die Pforte. | |
| 6) Dronth Laur Thor. | |



Ansicht von Löwenberg, v. Bernhard Werner, Silesia picta, Mitte des 18. Jahrh.

der Enkel des Stadtgründers, Heinrich des Bärtigen, errichtet das Tuchhaus, aus dem das breit gelagerte Löwenberger Rathhaus mit seinem schlanken Turm erwachsen ist. Allerdings ist der Bergbau schon früh zurückgegangen, auch der große Verkehr ist zum Teil wieder auf den älteren Nordast der Hohen Straße über Bunzlau abgewandert. Wenn das Löwenberger Stadtbild trotzdem in dem großen Stil seiner Anfänge weiterwachsen kann, dann hat eine neue Ausweitung des Binnensverkehrs, die etwa gleichzeitig mit dem Niedergang des Bergbaus einsetzt, wesentlichen Teil daran. Die Weichbilde von Greiffenberg und Lähn und die geistliche Grundherrschaft Liebenthal werden in den Bannkreis des Löwenberger Großweichbildes gezogen, auch Friedeberg, das dem Namen nach das ganze Mittelalter zur Oberlausitz zählt, beginnt sich auf Löwenberg auszurichten. Ein für mittelalterliche Verhältnisse recht großes Binnenwirtschaftsgebiet ist wenigstens in Umrissen geschaffen; von den Iserbergen bis zum Nordast der Hohen Straße reicht jetzt der Einfluß des Löwenberger Handwerks und Kleinhandels. Das Großweichbild und das Tuchgewerbe, das sind die beiden Kräfte, denen es zu verdanken ist, wenn Löwenberg nicht nur den Rahmen ausfüllt, den die Befestigung seit der Gründungszeit umspannt, sondern wenn es auch erheblich darüber hinaus wächst, äußerlich übrigens wie innerlich: 1617 liegen 339 Häuser in der Ringmauer und 399 in den Vorstädten; zum anderen aber bietet Löwenberg seinen Kaufherren wie seinen gelehrten Söhnen nicht mehr Wirkungsraum genug; es gibt im frühneuzeitlichen Löwenberg eine bürgerliche Oberschicht mit weitreichenden Wirtschaftsbeziehungen, mit künstlerischem Geschmaç und geistigen Interessen. Aber nicht nur die führenden Geschlechter zeigen Wohlstand und Geschmaç; es ist bezeichnend, daß die Löwenberger Tuchknappenkanne zu den schönsten schlesischen Zunftaltertümern gehört. Dadurch übrigens, daß die Zünfte seit 1365 am Stadregiment beteiligt sind, ist Löwenberg von den lähmenden inneren Kämpfen verschont geblieben, wie sie Breslau, Schweidnitz und Görlitz immer wieder erschüttert haben.

Ebenso wie die erste Planung hat Löwenberg somit auch die zweite Stadtbildformende Kraft unter einem guten Stern erlebt: die Diesseitswendung des Bauwillens in der ausgehenden Spätgotik und der heraufziehenden Deutschen Renaissance. Das 16. Jahrhundert ist die Zeit, wo Löwenberger Tuchgewerbe und Tuchhandel ihrer Höhezeit entgegenreifen, wo das Großweichbild voll ausgebildet ist und im wesentlichen funktioniert. Ein Löwenberger, der Magister Lange, leitet damals als Rektor der Universität Leipzig die Disputation zwischen Luther und Eck; gleich mehrere Männer aus den Häusern Wirth und Neufner treten als Gelehrte, als Leibärzte von Fürsten, als angesehene Juristen hervor. Löwenberg steht im Zeichen der glücklichsten Konstellation, Wohlstand und Bildung geben den Nährboden der Renaissancestadt.

Aber eine Stadt wird nicht von den Bürgern allein erbaut und als wehrhafter Platz eingesetzt. Gleich bei ihrer Entstehung haben Landesherr und Bürgerschaft zusammengewirkt. Zu dem Sicherheitsbedürfnis der Bürger, die für ihre Häuser und Kontore, Lager und Werkstätten den Schutz einer Befestigung wünschen, tritt der Wille des Landesherrn, in seinen Stadtgründungen feste Plätze zu besitzen. Mit dem Lehntritttum soll das Aufgebot der Bürger und Bauern, die zur Landwehr verpflichtet sind, ins Feld ziehen. Was nun die Städte angeht, sind diese Kontingente „jüngster Bürger“ im herzoglichen Heerbann zumeist nicht sehr hoch; wichtiger ist die Verteidigung des Landes auf den Mauern und Wällen der Städte selbst, um so mehr, als diese, schon aus wirtschaftlichen Gründen, an den großen Handelswegen liegen und damit zugleich die Heerstraßen an entscheidenden Punkten sperren. Solange der Feind die Städte nicht in der Hand hat, ist er nicht Herr des Landes, weder wirtschaftlich noch militärisch; von diesen wehrhaften Plätzen aus kann der Gegner immer wieder aufgestört werden, hier können die Kräfte zu seiner Vertreibung bereitgestellt werden. In den Städten vermag man — im Gegensatz zu den verhältnismäßig kleinräumigen Landesburgen des Hoch- und

Spätmittelalters — größere Reiterfähren aufzustellen und zum Gegenstoß gegen den Feind zu sammeln und zu ordnen: dann nehmen die weiten Marktplätze eben keine Fernhandels Transporte und Bauernfuhrwerke, sondern Wagen mit Kriegsgerät und die Pferde des landesherrlichen Reiteraufgebots auf. Vom Wachturm der Stadt, dem Kirch- oder Rathhausturm, vielleicht auch einem der Tortürme, blickt der Wächter nach dem Feinde aus, während längs der Wehrgänge der Stadtmauern Bürgerwachen patrouillieren. Der Herzog oder der Landeshauptmann mit ihrem Gefolge oder die Hauptleute der Landestruppe aber finden in der Stadtburg und, wenn es die nicht mehr gibt, in den Häusern der Ratsfamilien Aufnahme, während die Krieger in Bürgerhäusern einquartiert sind oder auf den Plätzen bivouacieren.

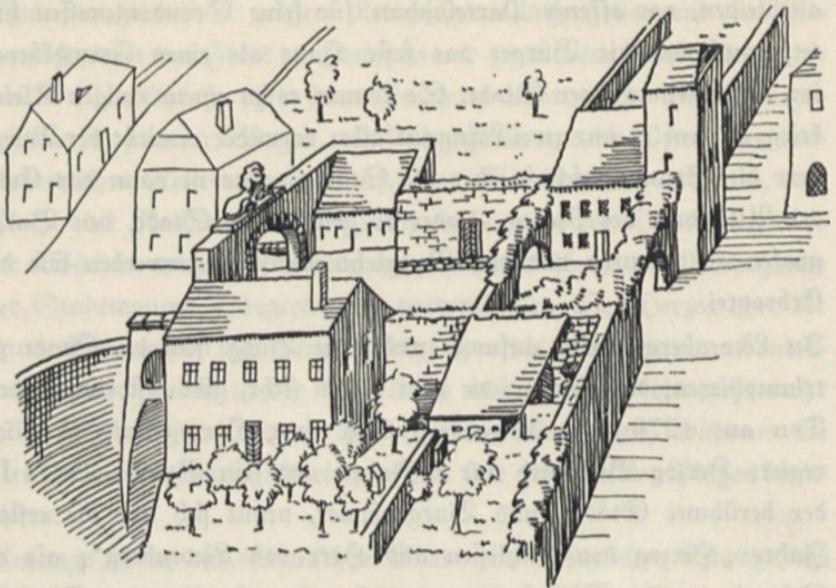
Anfangs ist in der ostdeutschen Stadt ein herzoglicher Erbvogt das Oberhaupt des Gemeinwesens. Neben ihn tritt eine Vertretung der Bürgerschaft, aus der sich der Rat entwickelt, zu dessen Aufgaben die Sorge für die Befestigung der Stadt gehört; Fresel gegen die städtische Wehr gehören vor den Rat, nicht vor das Vogtgericht. In Löwenberg hat eine selbstbewußte Bürgerschaft früh die Vogtei in städtischen Besitz gebracht — vorübergehend 1377 und 1422, endgültig 1442 —, so daß der Stadtrichter seitdem vom Rat bestellt wird. Herzogsbesitz ist auch die Burg, die fast allerorten bei der Stadtgründung angelegt wird, wenn die Stadt nicht gleich neben einer älteren Herzogsburg entsteht. Die Burg ist der Kern der Stadtbefestigung; wenn Mauern und Wälle der Stadt erstürmt sind, bleibt sie die Zuflucht der Bürgerschaft, die hier den Kampf um Leib und Gut fortsetzen kann. Aber auf dem festen Haus sitzt ein herzoglicher Lehnsman, ein Ritter, der dem Stadtgericht ebensowenig untersteht wie dem Spruch des Rates; oft hält er als Landvogt selbst Gericht und führt das Aufgebot des Weichbildes. Selbst wenn der Burggraf dem Rat nicht in sein Regiment hineinredet und wenn er sich bei Streitigkeiten, wie sie zwischen Städten und Ritterschaft nicht

ausbleiben, vor offener Parteinahme für seine Standesgenossen hütet, empfinden die Bürger das feste Haus als einen Fremdkörper im Organismus ihrer Stadt. So kommt es zu einem ewigen Kleinkrieg, in dem es nur zwei Lösungen gibt: entweder erwirbt der Burgherr die Grundherrschaft über die Stadt, — das ist dann das Ende der Allgewalt des Rates, — oder es gelingt der Stadt, den Burggrafen auszukaufen und das Burglehn ebenso zu erwerben wie die Erbvogtei.

In Löwenberg scheint anfangs weder die Burg noch die Stadt zu triumphieren; die Gewalt, die über beiden steht, gibt erst einmal den Ton an: 1278 wird Löwenberg Sitz einer Herzogslinie. Freilich regiert Herzog Bernhard nur 8 Jahre, und sein Bruder Bolko I., der berühmte Städte- und Burgenbauer, nennt sich nur die ersten Jahre „Herzog von Schlesien und Herr von Löwenberg“; als er Schweidnitz und Münsterberg erworben hat, baut er den Fürstenstein als neue Hauptburg.

So hat sich Löwenberg nicht lange im Glanze einer fürstlichen Hofhaltung gesonnt; es scheint dieser Stadt Bestimmung zu sein, daß ein selbstbewußtes Bürgertum ihren Weg beherrscht. So hören wir lange Zeit viel von der Stadt und wenig von der Burg. Und als es zum Kampf zwischen beiden kommt, hat die Stadt darin so gründlich gesiegt, daß man nicht einmal ganz genau weiß, wo die Burg gestanden hat; nur die Namen des Burglehnplatzes und der Burgstraße erinnern an den einstigen Sitz der Löwenberger Herzöge, und es spricht mancherlei dafür, daß er dort auf dem Burglehn an der höchsten Stelle des langsam ansteigenden Platzes gegen Westen hin gestanden hat. Wir wissen, daß sich das feste Haus innerhalb der Stadtmauer erhoben hat, von der übrigen Stadt durch Planken und Graben getrennt.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts sitzen auf der Burg die Raufendorfer, eine angesehene Bürgerfamilie, die allmählich in den Landadel hinübergewechselt ist; bezeugt sind erst Herr Siegfried, dann nach-



Löwenberg, ehem. Goldberger Thor um 1860
Neben dem Turm die ehem. Matthiaskirche

einander seine Töchter Euphemia, kurz Femke genannt, und Ereda. Ereda hat Burg und Zubehör im Jahre 1424 als alte Dame an den Ritter Konrad von Nimpsch verkauft, — es sind Zeiten, in denen ein Mann auf die Löwenberger Burg gehört. Konrad Nimpsch hat im Hussitenkrieg zur Stadt gestanden, dann aber bald ärgerliche Händel mit ihr bekommen. Die Bürger, die ihm schließlich beide Zugangswege zur Burg zugemauert haben, sind die Sieger geblieben. 1444 ist Haus und Burglehn an die Stadt gekommen, und 1475 hat König Matthias Corvinus den Abbruch des verfallenen Burggrafensitzes gestattet. Der Landesherr beansprucht dafür die Stiftung eines Spitals und einer Kirche seines Namensheiligen. Dieses Matthias-spital entsteht damals vor dem Goldberger Thor an der Stelle des heutigen Postamts und die Matthiaskirche „unter“ dem Goldberger Thor. Diese kleine Kirche gehört zu den Thorcapellen, wie sie gerade am Ende des Mittelalters in mehreren schlesischen Städten erbaut werden; manche sind noch heute erhalten, so St. Anna am Schildbauer

Tor in Hirschberg, St. Antonius am Neutor in Striegau, St. Barbara am Niedertor in Schweidnitz als einzige der sechs früheren Schweidnitzer Torkirchen, die Bürgerbruderschaftskirche am Zolltor in Neisse und die Konradskirche neben dem Glogauer Tor in Neustädtel. Abgebrochen sind dagegen St. Salvator am Breslauer Tor in Namslau, die Frauenkapelle am Niedertor in Bunzlau und die Nikolaikirche neben dem gleichnamigen Tor in der Altstadt Neisse, die mit allen Kirchen dem Ausbau der Festung zum Opfer gefallen ist. In der Verbindung von Kult- und Wehrbau sind diese kleinen Kirchen „unter den Toren“ ein typischer Ausdruck spätmittelalterlicher Frömmigkeit: die Tore werden unter den Schutz des Titelheiligen der Kapelle gestellt, und es spielt dabei wohl auch der Gedanke mit, daß ein Belagerer, mindestens wenn er „rechtgläubig“ ist, vor einer heftigen Beschießung einer Kirche und damit des Tores zurückschrecken wird. Die Löwenberger Matthiaskirche ist ein schmales Bauwerk gewesen, nicht breiter als der Goldberger Torturm, an den sie angebaut war; an ihre einstige kirchliche Bestimmung erinnerten noch im 19. Jahrhundert, wo sie am Ende als Stockhaus, d. h. als Gefängnis benutzt wurde — sic transit gloria mundi — Sgraffitomalereien mit Szenen aus der biblischen Geschichte. Sie waren gewiß eine Zutat der Renaissance, wahrscheinlich aus dem Jahre 1608, wo man die in der Reformationszeit erst aufgegebene Kirche für den evangelischen Gottesdienst hergerichtet hat. Durch die Jahrhunderte ist die kleine Kirche ein Zeugnis dafür gewesen, daß der Streit zwischen Stadt und Burg mit einem vollen Sieg des Rates geendet hat.

Wir haben bereits den Hussitenkrieg erwähnt, und wir wollen versuchen, uns ein Bild des wehrhaften Löwenberg zu machen, so wie es den Hussiten entgegengetreten ist.

Ob die erste Stadtbefestigung schon eine Steinmauer gewesen ist, wird nicht überliefert; wir hören in einer späten Chroniknachricht, daß Löwenberg anfangs eine Wehr aus „dicken Pfählen“, das kann doch nur heißen: einen Plankenzaun gehabt hat. Man wird an Trachen-

berg erinnert, wo Herzog Heinrich III. von Breslau bei der Aussetzung der Stadt zu Goldberg-Löwenberger Recht verspricht, den Platz auf seine Kosten mit Planken und Gräben zu befestigen. Noch im 13. Jahrhundert beginnt aber in den größeren schlesischen Städten, zu denen das Löwenberg der Gründungszeit gehört, der Ausbau der Palisaden zur Steinmauer. 1260 soll die Breslauer Stadtmauer an Stelle von „leimenen Parten“, d. h. einer Holz- und Leimbefestigung, entstanden sein, für 1272 wird sie urkundlich erwähnt; noch vor 1277 hat in Striegau der Mauerbau begonnen, und 1282 ist in Leobschütz die Stadtmauer bezengt. Den ersten indirekten Hinweis auf die Löwenberger Stadtbefestigung bieten die Statuten von 1311, in denen bestimmt wird: „Wer wachen soll und die Wache versäumt, der soll ein Lot Strafe zahlen; wer die Wache oder das Lager auf dem Tore versäumt, soll einen Bierdung zahlen.“ Es besteht also eine allgemeine Wachspflicht und außerdem eine besondere Verpflichtung zur Torwache, bei der die Buße recht hoch ist; ein Bierdung ist eine Viertel Mark, solch eine Mark aber entspricht 20–30 RM. in unserem Gelde, die dereinst viel höhere Kaufkraft ungerechnet. Die Befestigung, auf deren Toren die Bürger nach diesem Statut Wache halten, ist gewiß schon eine Steinmauer.

Wann der zweite Befestigungsring angelegt ist, wissen wir nicht; zur Hufsitzenzeit besteht er jedenfalls, weil damals der Parchen, d. h. der Raum zwischen innerer und äußerer Befestigung, erwähnt wird. Ob die vorgeschobene zweite Wehrlinie schon eine Mauer gewesen ist, wird nicht überliefert; bei dem guten Sandsteinmaterial Löwenbergs wird sie früh aus Stein gewesen sein, ähnlich wie in Görlitz, im Gegensatz aber zu mancher anderen schlesischen Stadt, die entweder bei einer einfachen Mauer geblieben ist, einen Erdwall vor die Hauptmauer gelegt hat oder schließlich die zweite Mauer erst in den unruhigen Zeiten der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts oder noch später geschaffen hat.

Davor geht dann der Graben um die Stadt, der in Löwenberg in

ruhigen Tagen unbewässert war, im Kriege aber unter Wasser gesetzt werden konnte; dafür gab es Schleusen am Göriseiffener Bach. Nur ein schmaler Wasserzufluß durchzieht zu allen Zeiten den Graben im Westen und Nordwesten, er hat die Parchenmühle gespeist, die im Zuge der äußeren Stadtmauer stand und die Stadt auch im Falle einer Belagerung mit Mehl versorgen sollte. Auf der Südseite und am Goldberger Tor fließt der Göriseiffener Bach an der Stadt vorbei und bildet hier praktisch einen zweiten Stadtgraben. Im Nordwesten sind Jordanteich und -bach die letzten Reste der Sümpfe und Leiche, welche die Stadt gegen den Popelberg geschützt haben.

Eine ummauerte Stadt hat möglichst wenig Tore gehabt; in Löwenberg liegen die beiden wichtigsten und vielleicht ursprünglich einzigen im Zuge des großen Verkehrsweges, der den ganzen Stadtplan bestimmt: das Laubaner Tor im Westen und das Goldberger im Osten. Der langgestreckte Ring ist gleichsam eine Ausweitung dieser Straße. Hier gabelt sich von der Westoststraße der Weg nach Bunzlau ab, der die Stadt im Norden durch das Bunzlauer Tor verläßt. Dazu kommt am Ausgang der Burgstraße die Pforte zum Friedhof am Hospitalberg, sie ist vielleicht erst mit diesem Begräbnisplatz im 15. Jahrhundert entstanden.

Aus der Zeit vor dem Hussitenkriege stammen vielleicht (wie in Görliß) schon die ältesten Weighäuser, rechteckige Mauervorsprünge und Türme, mit denen die innere Stadtmauer besetzt ist; sie sind die gegebenen Kernstellungen der Mauerverteidigung und schon deshalb wichtig, weil man von hier aus Vorfeld und Flanken bestreichen kann. Diese Weighäuser oder — wie man sie in Löwenberg volkstümlich genannt hat — Weichselhäuser sind für die Armbrustverteidigung ebenso wichtig wie für die Zeit der Feuergeschütze. Die langsame Einführung von Feuerwaffen beginnt übrigens in Löwenberg verhältnismäßig früh; es ist eine der ersten Nachrichten über Feuerwaffen in Schlesiens und gehört in die Frühzeit der neuen Waffentechnik überhaupt, wenn die Herzogin Agnes von Schweidnitz-Jauer

1389 ihre getreuen Städte Jauer, Bunzlau und Löwenberg auffordert, ihr mit Sturmgerät und Büchsen gegen die Schweidnitzer zu Hilfe zu ziehen. 1431 haben die Löwenberger bereits einen eigenen Büchsenmeister. So hat das städtische Zeughaus, das im Dreißigjährigen Kriege untergegangen ist, gewiß eine alte Tradition gehabt. Wir wissen nicht mehr, wo es gelegen hat, wir hören nur, daß ein Pulverturm am Ausgang des Judenplans (jetzt Ostteil der Tuchmacherstraße) gestanden hat, wo er 1633 unter großem Getöse in die Luft geflogen ist. Die Schlesier haben sich übrigens recht langsam auf die Feuerwaffen umgestellt, auch Löwenberg ergänzt noch 1483, als es schon ein Jahrhundert lang Büchsen besitzt, seinen Armbrustbestand.

Das Stadtaufgebot ist im alten Löwenberg nach Zünften geordnet; ob die Innungen bestimmte Mauerabschnitte zu verteidigen hatten (wie in Glogau und Neumarkt), wissen wir nicht. Jedenfalls besitzen die Zünfte im 16. Jahrhundert Waffen, die Schneider haben z. B. nach einem Zunftprotokoll von 1523 damals sieben vollständige Ausrüstungen mit Pickelhauben, Brust- und Rückenpanzern, Armschienen, Blechhänden, Hellebarden und Haftenbüchsen. 1560 besagen die Statuten der Gemeinzeche, des zunftartigen Zusammenschlusses der sonst „unbezehnten“ Bürger: „Die Ältesten sollen die Waffengeräte stets reinhalten und sie den 14 Jüngsten (den zuletzt eingetretenen Meistern und Zunftgenossen), welche für die Brüderschaft die Dienste verrichten, rein und blank übergeben. So oft aber diese von einem Auszug zurückkommen, müssen sie den Harnisch ebenso rein, wie sie ihn empfangen haben, wieder abliefern. Sollte der Harnisch nicht rein sein, so müssen die Jüngsten für jedes Stück einen Weißgroschen zahlen, wofür die Ältesten ihn putzen lassen.“ 1576 kann die Gemeinzeche „36 Mann mit Brust- und Rückenharnischen, Armschienen, Kragen und Pickelhauben bewaffnen; die Jüngsten müssen in dieser Rüstung die Ausfälle tun“ (d. h. für die Stadt ausrücken); „wenn sie über 3 Tage wegbleiben müssen, gibt ihnen die Zeche täglich zwei Weißgroschen Zehrgeld“. Die Kürschnerzunft besitzt 1559 die vollständige



9 Neustadt DC., Stadtmauertürme



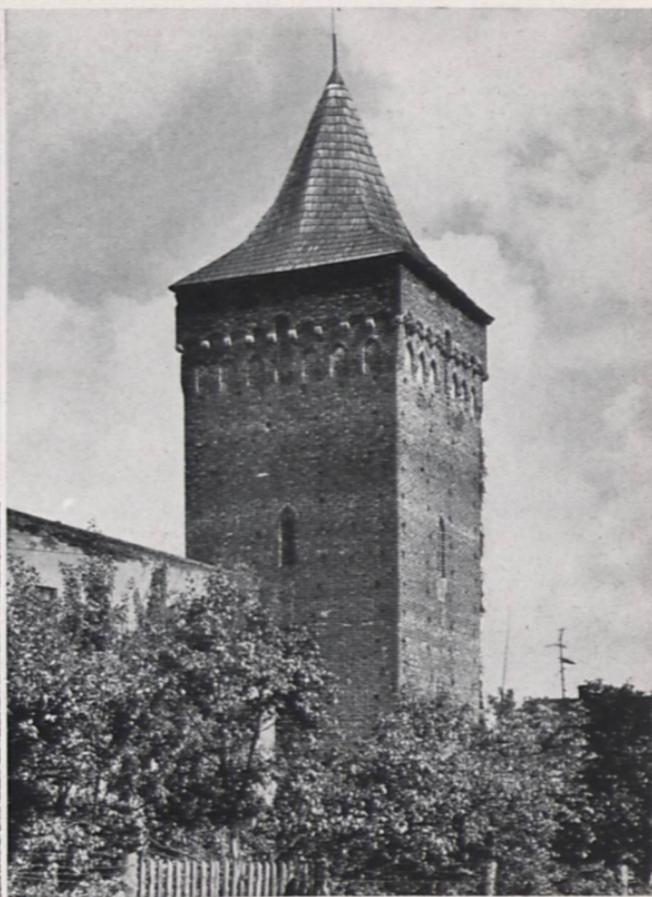
10 Pitschen DE., Stadtmauer von NW.



11 Frensdorf NE., Grossener Torturm



12 Krappitz DE., Wehrturm



13 Zülz DE., Stokhausturm

Ausrüstung für 5 Mann und außerdem „6 Armschienen, 9 Kämpfein, 4 Kragen, 2 Hellebarden, 1 Schwert, 1 langen Speiß, 2 Panzerkragen, 2 halbe und 2 ganze Haken“ (d. h. Büchsen). Artikel 16 der Böttcherzunftordnung von 1560 bestimmt: „Die jüngsten 3 Meister sollen im Harnisch gehen, wenn es Not ist.“ Daß die Zünfte einen Teil der Mauertürme als Arsenal besessen haben wie in Lauban, möchten wir für Löwenberg nicht annehmen. Andererseits braucht das mittelalterliche Löwenberg, wo Handwerksmeister in Rat und Schöppenkolleg sitzen, sich nicht zu scheuen, Feuerwaffen in den Händen der Zünftler zu lassen; in Breslau und Schweidnitz mit ihrem rein patrizischen Regiment hat das dem Rat schon größere Sorgen bereitet.

Mit diesen Ausrüstungen im Innungsbesitz ist es nirgends, auch in Löwenberg nicht, getan. Der Rat hält darauf, daß wenigstens die Besitzer der brauberechtigten Häuser, der sogenannten Bierhöfe an Ring und Hauptstraßen, selbst Waffen besitzen. So wird in den Löwenberger Statuten von 1609 bestimmt, in jedem Haus mit halbem oder ganzem Braurecht solle man stets einen Brustharnisch, eine Sturmhaube und einen Ringkragen bereithalten. Bei zwei- bis dreifachem Braurecht steigert sich diese Verpflichtung bis zum Besitz einer vollständigen Ausrüstung; wo auf einem Hause die Braugerechtheit von $3\frac{1}{2}$, 4 oder 5 Bierhöfen liegt, sollen zwei volle Rüstungen vorrätig sein. Daneben versteht es sich, daß solch ein brauberechtigter Bürger sein „Ober- und Untergewehr“ (d. h. Büchse und Seitengewehr), worauf er seinen Bürgereid geschworen hat, stets in gutem Stande hält. Die Waffen gehören zum Hause und sollen bei Verkäufen an den neuen Besitzer übergehen.

Bezeichnend dafür, daß sich das Stadtaufgebot auf die Zünfte stützt, ist eine Nachricht von 1575; als man bei feindlichen Einfällen in Polen eine baldige Gefährdung Schlesiens befürchtet, „läßt der Rat bei allen Zechen ansagen, daß jeder sich mit seiner Wehre gefaßt halten solle“. Über eine Musterung der nach Zünften geordneten wehr-

fähigen Stadtmannschaft haben wir für 1610 einen anschaulichen Bericht; dort heißt es: „1610 mußte die Bürgerschaft die Musterung passiren. Den 8. Juli mußten sich die Bürger und Mitwohner (die Stadtbewohner ohne Bürgerrecht) dazu geschickt machen. Eine halbe Stunde vor 8 Uhr wurde gedachten Tages auf 4 Ecken der Stadt die Trommel gerührt, was um 8 Uhr wiederholt wurde. Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr ließ sich der Stadtpfeifer mit den Kesseltrommeln und Trompeten vom Ratssturm hören. Während der Zeit mußte jeder Bürger sich vor seinen Zunftältesten mit seiner besten Wehre, damit er sein Weib, Kind und Vaterland zu schützen vermeinte, wenigstens mit 6 Schüssen Pulver ungesäumt einstellen. Um 9 Uhr erhoben sich Ein Ehrbarer Rat vor dem Ratskeller, da denn jede Zunft, wie sie aufeinander folgten, durch die Ältesten und Geschworenen aufgeführt ward. Hierauf wurde ein Durchgang gehalten und die Bürgerschaft vom Räte besichtigt, und damit man wissen könne, wie ein jeder mit dem Rohre fertig und mit dem Untergewehr gefaßt sei, so mußte ein jedes Glied, sobald es durchgegangen war, einen Schuß tun und das Seitengewehr zücken. Die Musterherren mußten darauf fleißig Achtung geben, alsdann wurde die Bürgerschaft auf den bestimmten Sammelplatz gebracht und die ganze Armee von dem von den Ständen bestellten Hauptmann gemustert, wobei sie nach dessen Kommando ihre Fertigkeit im Feuern zeigen mußte. Alle, die 60 Jahre zurückgelegt hatten, alle die krank waren oder Ehefasten (sonstige rechtsgültige Gründe) hatten, und alle Witwen, die angeessen waren oder ihr Handwerk trieben, waren von der Musterung befreit. Jeder Hauswirt mußte dabei in seinem Harnisch erscheinen, und die 100 Jüngsten mußten Sturmhauben aufhaben. Dieses Mal bekamen sie bei der Musterung neue Fahnen, die durch freiwillige Beiträge angeschafft wurden.“ Als Pflegestätte bürgerlicher Wehrhaftigkeit ist auch die Schützengilde zu nennen, die sich in Löwenberg bis in das 15. Jahrhundert, die eigentliche Gründungszeit des schlesischen Schützenwesens, zurückverfolgen läßt.

Auch die städtischen Untertanen, d. h. die Bauern und Gärtner (Stellenbesitzer) der Kämmererdörfer, sind verpflichtet gewesen, im Stadtaufgebot ihren Mann zu stellen; man hat sie 1609 gemustert und „übel gerüstet befunden“, worauf der Rat beschloffen hat, Hellebarden anzuschaffen, welche für 24 Weißgroschen 6 Heller zur Verfügung gestellt werden und in Zukunft ähnlich auf den Gütern bleiben sollen wie die Rüstung der brauberechtigten Bürger auf den Bierhöfen der Stadt. Im Ernstfall flüchten nicht nur diese Stadtuntertanen, sondern auch die Dörfler eines weiten Umkreises in den Schutz der städtischen Befestigung; sie kämpften auf den Mauern der Stadt Seite an Seite mit der Bürgerschaft oder halfen mit, Schäden an den Wehrbauten auszubessern und Brände zu löschen, wo feindliche Brandpfeile ein Strohdach oder Schindeldach oder einen Holzgiebel in Flammen aufgehen lassen.

Ihre erste Bewährungsprobe erlebt die Löwenberger Befestigung 1427 im Hussitenkrieg. Der zeitgenössische Chronist Martin von Bolkowhain sagt darüber: „Als die Hussiten vor Löwenberg auf die Höhe und zum Gericht (d. h. auf den Galgenberg, den jetzigen Schießhausberg) kamen, wurden sie gewahr, daß ein Haufen Reifige von der anderen Seite der Stadt zuzog; diese waren den Löwenbergern aus Goldberg zu Hilfe gesandt. Herr Stosch, derzeitiger Hauptmann zu Schweidnitz, und der Hauptmann zu Liegnitz wollten die Hussiten hindern, in das Land zu ziehen. Nun wären die abgesandten Söldner gern vor die Stadt Löwenberg und auch hinein gekommen; die Hussiten kamen jedoch eher vor und um die Stadt und verlegten den Söldnern die Tore. Da griffen die Hussiten sie an, fingen sie und mordeten sie, und viele von den Söldnern ertranken im Bober, da sie die Tore und die Stadt nicht erreicht hatten. Der größte Teil der ehrbaren Knechte, wohl an die 300, wäre gern zurückgezogen, sie konnten es aber nicht, da die Hussiten ihnen die Brücke verlegt hatten. Da blieben die Hussiten nur einen Tag vor Löwenberg liegen und brachen wieder auf und zogen auf Goldberg zu.“

Der Feind soll 18 000 Mann stark gewesen sein, und wenn die Löwenberger den Fürstentumsöldnern nicht helfen konnten, ohne die Stadt selbst zu gefährden, so bleibt es doch eine Leistung, daß sie die Stadt gehalten haben, bis der gewaltig überlegene Feind weiterzog. Auch 1428 sollen die Hussiten Löwenberg bedroht haben. Sie sind diesmal von Goldberg hergekommen. Durch Abwerfen der Plagwitzer Brücke über den Bober, der wieder einmal Hochwasser führte, sollen die Löwenberger auch diesen zweiten Ansturm der Hussiten abgewehrt haben. So gehört die wehrhafte Stadt am Bober zu den wenigen schlesischen Plätzen, die keinem der Hussiteneinfälle zum Opfer gefallen sind.

Vielleicht ist es noch die Erinnerung an die Hussitenzeit, aus der heraus Pankraz Geier, der Lobredner Schlesiens aus dem benachbarten Hirschberg, 1506 von den Löwenbergern sagt:

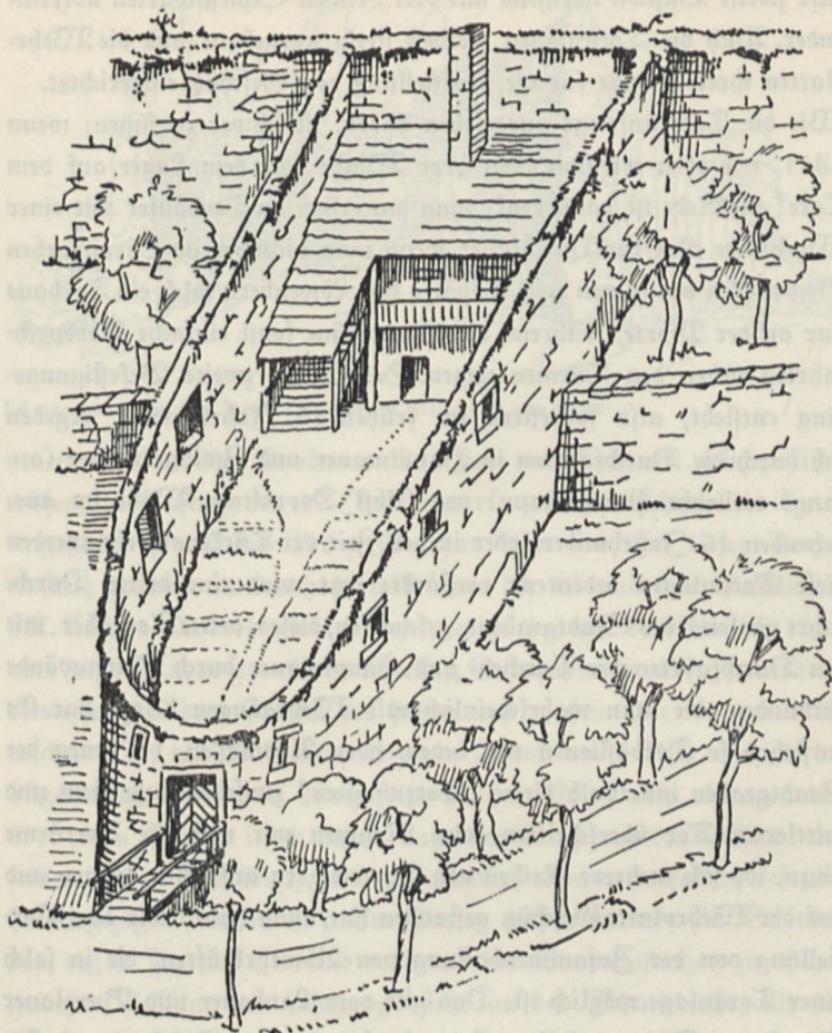
„Jezo folgen im Lied die Bürger, benannt nach dem Löwen.

Herzlich erhebt sich die Stadt, die nur im härtesten Kampfe einzunehmen; ein Wunder die Kirche, die neuen Gebäude.

Hohe Tugend zieret den Sinn der Männer, sie tragen tapfere Herzen im Busen, und mutig sind sie wie Löwen.

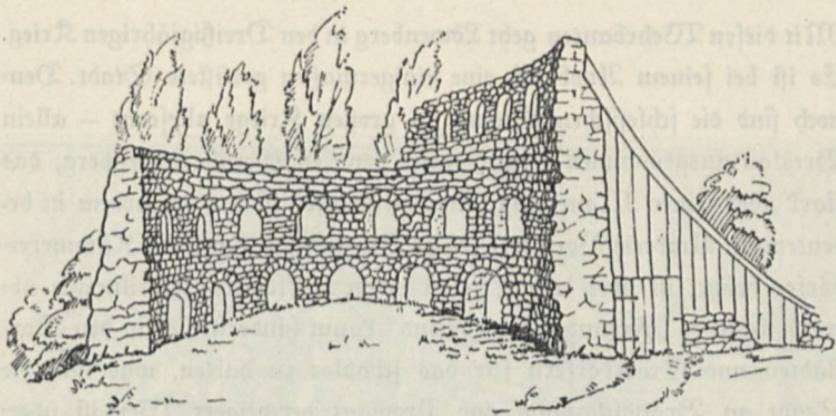
Weil in freundlicher Milde sie glücklich des Thyrigen walten, stimmt in Wahrheit bei ihnen zur Sache des Namens Bedeutung; denn es wissen die Männer von Löwenberg jenem zu folgen, dessen edeler Zorn der Niedergeworfenen schonet, aber auch dräuend erhebt die mähnenumwallete Schulter.“

In Pankraz Geiers Tagen sind die kleinen Halbrundbasteien der Vormauer gewiß schon dagewesen; sie werden am ersten in den unruhigen Zeiten der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein, wo Böhmen und Ungarn um Schlesien kämpften und im Lande der Ritter gegen den Städter steht. Das wird anders im 16. Jahrhundert, wo Schlesien anfängt, in den habsburgischen Ordnungsstaat hineinzuwachsen. Nur läßt die Türkenangst die Schlesier nicht zur Ruhe kommen; sie führt zu einem weiteren Ausbau der Stadtbefesti-



Löwenberg, Bastei zwischen Goldberger und Bunzlauer Tor um 1860
 gungen. In Löwenberg werden damals zwei große Geschützstellungen
 geschaffen: lange, vorn abgerundete Streichwehren, die von der Innen-
 mauer über die Pärchenmauer hinaus weit in den Stadtgraben vor-
 springen, einmal die Ostbastei zwischen Goldberger und Bunzlauer
 Tor, zum anderen die vielleicht 1569 erbaute Bastei vor der Pforte,

diese zweite Bastion übrigens mit drei Reihen Schießcharten übereinander. Auch die Toranlagen werden stetig ausgebaut und die Wehrplatten ihrer Türme für die Aufstellung von Geschütz eingerichtet. Wie die Tore anfangs ausgesehen haben, ist schwer zu sagen; wenn 1311, wie oben erwähnt, von „der Wache oder dem Lager auf dem Tore“ die Rede ist, dann denkt man am ersten an Torhäuser mit einer Wachstube über der Durchfahrt, wenn man nicht bereits Türme neben Bogentoren annehmen will. Später hat Löwenberg solch ein Torhaus nur an der Pforte, während die Stadtpläne sonst einfache Tordurchfahrten neben den Türmen zeigen. Sobald der zweite Befestigungsring entsteht, also spätestens im frühen 15. Jahrhundert, ergeben sich durch die Durchfahrten in Hauptmauer und Zwingermauer (anfangs vielleicht Parchenzaun) von selbst Doppeltore. Wohl im ausgehenden 15. Jahrhundert oder in der Zeit der Türkenabwehr werden diese Toranlagen bedeutend verstärkt; jetzt wird eine dritte Durchfahrt jenseits des Stadtgrabens geschaffen, dieses dritte Tor aber mit den Durchfahrten der Parchen- und Hauptmauer durch Seitenwände verbunden, die man wahrscheinlich mit Wehrgängen besetzt hat. Es entstehen so Torbastionen von bedeutenden Ausmaßen, bei denen der Stadtgraben innerhalb dieses „Torzingers“ zwischen äußerstem und mittlerem Tor überschritten wird. Nehmen wir noch die Tortürme hinzu, wo sich mehrere Reihen von Verteidigern aufstellen können und auf der Wehrplatte Geschütz gestanden hat, dann haben wir eine Vorstellung von der Zusammenballung von Abwehrkräften, die in solch einer Toranlage möglich ist. Das gilt vom Laubaner und Bunzlauer Tor, deren Türme erhalten sind, ebenso wie vom Goldberger, dessen Turm 1863 gefallen ist. Auch die Pforte ist gut geschützt worden; die erwähnte große Streichwehr hat sie flankiert. Daß sich am Goldberger Tor das Wappen des Königs Matthias Corvinus († 1490) befunden hat und daß hier zu seinen Lebzeiten die Matthiaskirche zwischen innerem und mittlerem Torbogen entstanden ist, läßt darauf schließen, daß die Löwenberger damals am Ausbau dieses Tores ge-

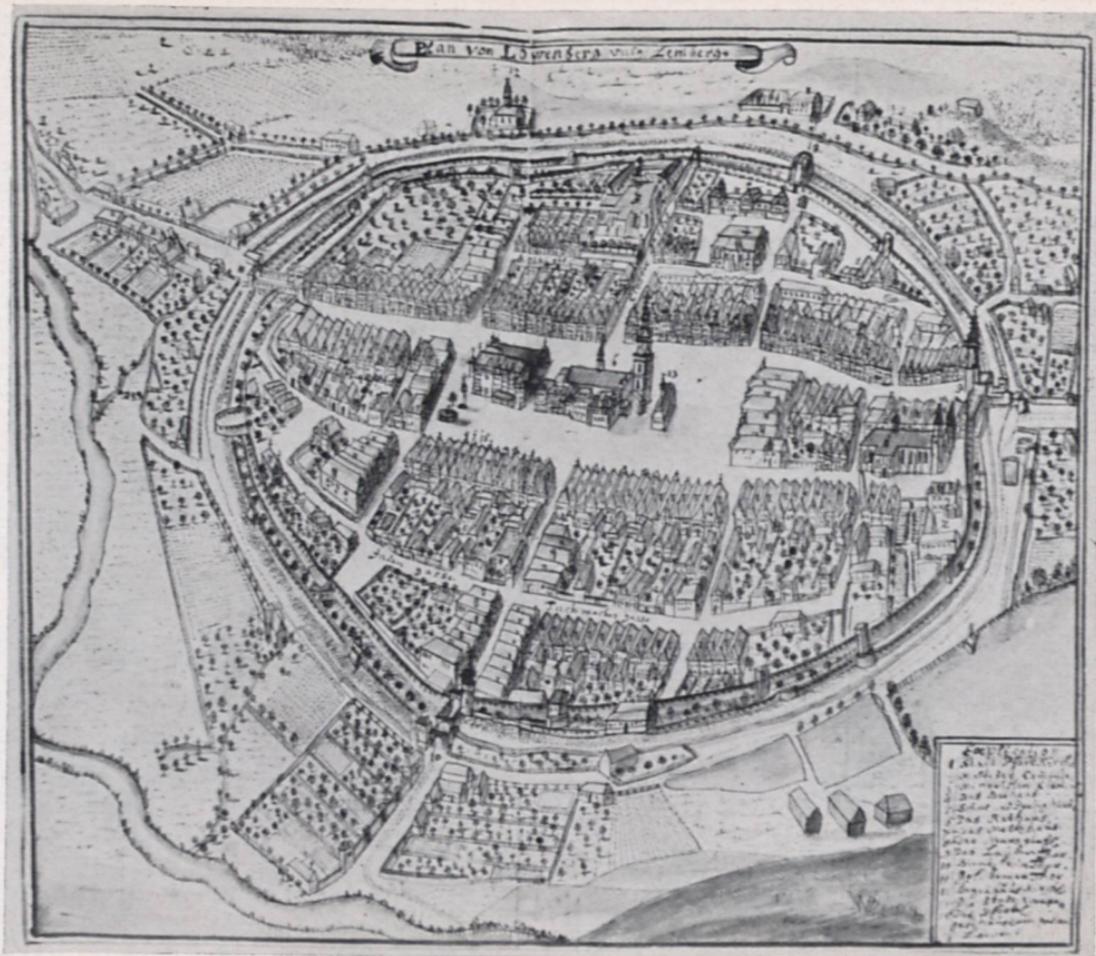


Löwenberg, ehem. Bastei vor dem Burgtor um 1860

arbeitet haben. Am Laubaner Tor hat der Rat, wie wir zufällig wissen, zu Anfang des 17. Jahrhunderts gebaut, nachdem der Turm eingestürzt ist und das Tor zerstört hat. Wir sind über diesen Turmeinsturz genauer unterrichtet, weil einer der Löwenberger Geistlichen, M. Caspar Lindner eine Gedenkpredigt darauf veröffentlicht hat; dort heißt es (in unserer Schreibweise), Gott habe Löwenberg seine Güte bewiesen „bei dem Einfall des hohen und großen Turmes am Laubnischen Tor, den 23. Februarii gegen Abend um 5 Uhr, welchen der allgewaltige Gott . . . durch seine heiligen Engel also abtragen und über einen Haufen legen lassen, daß kein Einwohner dieser Stadt mit seinem Leben beschädigt, auch ein Knabe, welcher verfallen, lebendig herausgezogen worden ist“. Im Turme wohnte damals ein Schmied, von dessen Familie niemand während des Turmeinsturzes zu Hause gewesen ist. Nur der Lehrjunge steht an der Schmiedesse; als der Turm über ihn zusammenbricht, rettet er sich in die Fenereffe hinein, und von dort kann man ihn unverfehrt durch das Ranschloch hinausziehen. Der Rat läßt das Tor noch im gleichen Jahre „wieder erbauen, und über dasselbe einen großen steinernen Löwen legen mit der Überschrift: Justus quasi Leo (der Gerechte ist wie ein Löwe), um das Tor selbst werden die Wappen des regierenden Bürgermeisters Caspar Reinhard und seiner Ratmänner in Stein ausgehauen“.

Mit diesen Wehrbauten geht Löwenberg in den Dreißigjährigen Krieg. Es ist bei seinem Ausbruch eine einigermaßen gerüstete Stadt. Dennoch sind die schlesischen Städte im großen Kriege allesamt — allein Breslau ausgenommen — ganz passiv gewesen. Gerade Löwenberg, das stark über seinen Mauerring hinausgewachsen ist und außerdem in bedeutendem Umfang Vorwerke seiner Bürger und städtische Kammereidörfer besitzt, ist übel daran; selbst wenn es kleinere Abteilungen abweist, kann es „Freund“ und „Feind“ kaum hindern, sich in den Vorstädten und Stadtdörfern für das schadlos zu halten, was ihm die Stadt an Brandschatzung und Proviant verweigert. Wer ist überhaupt Freund oder Feind? Die Schlesier haben in dem ganzen Krieg nur zweimal deutlich optiert, und da haben sie sich 1619 auf die Seite des Winterkönigs, 1633 auf die der Sachsen und Brandenburger und damit der Schweden, also beide Male der Feinde des Kaisers, gestellt.

Der Dreißigjährige Krieg ist die Zeit, in der eine ganze Anzahl schlesischer Städte zu bastionären Wallfestungen im niederländischen Stil ausgebaut wird, nachdem schon vorher unter dem Eindruck der steten Türkengefahr in den Residenzen Brieg und Neisse und dem mächtigen Breslau Ansätze dazu gemacht sind. Es geht darum, die mittelalterlichen Wehrbauten nach der Übergangslösung der Renaissancebefestigung besser als bisher den Fortschritten der immer mehr vervollkommeneten Feuerwaffen anzupassen. Der erste Grundsatz der mittelalterlichen Wehrbauten ist der einer Vertikalverteidigung, einer Abwehr von oben; die Beherrschung des Mauerfußes ist das Hauptziel des Verteidigers; denn der Angreifer soll um jeden Preis gehindert werden, die Wehrmauern und Türme durch Untergraben zum Einsturz zu bringen, Sturmböcke und Mauerbrecher einzusetzen oder Sturmleitern anzulegen. Auf zinnenbesetztem Wehrgang stehen die Verteidiger mit der Armbrust, später auch mit den ersten Handbüchsen; von hier werden Steine auf den Angreifer herabgeschleudert und heißes Wasser und siedendes Pech oder Öl auf den stürmenden Gegner hin-



14 Stadtplan von Löwenberg, aus Fr. Bernhard Werner, *Silesia picta*, 18. Jahrh.



15 Löwenberg, Stadtmauer mit Laubauer Torturm

untergegossen. Die Anlage von Zwingern und Weighäusern gehört, wie schon betont, noch in die Zeit der Vertikalverteidigung, der „gotischen“ Befestigungsweise. Indem Türme und Mauervorsprünge eine Flankenbestreichung ermöglichen, erschweren sie es dem Feind, zum Mauerfuß vorzudringen; die Anlage einer zweiten Befestigungslinie besagt nichts anderes, als daß die Vertikalverteidigung verdoppelt wird; jetzt muß der Gegner erst den Zwinger erstürmen, ehe er die Eroberung der Hauptmauer aufnehmen kann. Ein neues Element, das die Zwischenstellung der Renaissancebefestigung zwischen dem alten Verteidigungswesen und der Festung bedingt, ist die Anlage von Geschützstellungen mit einer möglichst starken Zusammenballung von Feuerkraft. Zur Aufstellung von Geschütz empfehlen sich zunächst die alten Stadttürme und nach dem Einbau von Geschützscharten die Weighäuser und Zwingerbasteien. Für den Einsatz einer größeren Zahl von Geschützen bieten sie gewöhnlich keinen Platz. So entstehen Bastionen und Geschütztürme von der Art der Bastei vor der Pforte und der Ostbastei, beides Anlagen, die, wie wir gehört haben, von der Hauptmauer über den Parthen hinaus in den Stadtgraben vorspringen. Vorfeld, Graben und Parthen können von hier aus gleich gut bestrichen werden. Die Wahl abgerundeter und vieleckiger Formen empfiehlt sich, weil man jetzt mit der Feuerwirkung feindlicher Batterien rechnen muß, deren Steinkugeln nur bei senkrechtem Auftreffen voll wirksam werden, während ihre Wirkung bei schiefwinkligem Einschlagen recht bedingt ist. Dabei brauchen nicht allein steinerne Wehrbauten errichtet zu werden. Eine Stadt, an deren Befestigungsausbau seit dem Hussitenkrieg so eifrig gearbeitet wird wie Liegnitz, wird durch Wälle und immer breitere Gräben geschützt. Entscheidend ist, daß es nicht mehr auf die Höhe der Wehrbauten ankommt, — hochragende Mauern und Türme bieten vielmehr dem feindlichen Geschütz das dankbarste Ziel, wie überhaupt die Mauern ein schlechterer Kugelschutz sind als Wälle und Erdwerke; wichtiger als der Besitz des Mauerfußes ist jetzt die Sicherung eines möglichst breiten Vor-

feldes, um den Feind zu hindern, sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt zu verschanzen und von dort aus seine Kanonen mit voller Wirkung einzusetzen. Der Fortschritt des Festungsbaus folgt ständig der steigenden Reichweite der Geschütze. Der Schritt auf dem Wege zur Festung, der im Dreißigjährigen Kriege getan wird, ist nun die Besetzung der vorhandenen oder vor die Mauern zu legenden Wälle mit vieleckigen Erdbastionen; man verbindet also die überkommene Renaissancebefestigung mit Erdwerken, womit eine weitere Befestigungslinie und die Möglichkeit verstärkten Geschützeinsatzes geboten wird und zum anderen ein gewisser Kugelschutz für die dahinterliegenden Wehrbauten entsteht, die immer noch die letzte Verteidigungslinie sind.

Die Kriegsjahrzehnte sind Auslesejahre, jetzt entscheidet es sich, welche Städte als „haltbare Plätze“ in die Zeit der Festungen eingehen; wo die Probe nicht bestanden wird, sind die Mauern in Zukunft nichts anderes mehr als ein Hilfsmittel für Polizei und Steuer. Aber nur Breslau wird als einzige schlesische Stadt mit eigenen Kräften und im Dienste einer eigenständigen Politik zur Festung ausgebaut. Die anderen Städte werden mit dem 17. Jahrhundert Objekt einer auf größere Räume abgestellten Wehrpolitik, erst der kriegführenden Mächte in den Kämpfen der 30 Jahre, dann des absoluten Staates. So wie sich der zentralistische Ordnungsstaat schon im 16. Jahrhundert anbahnt, liegen gewiß schon Ansätze einer neuzeitlichen „Landesdefension“ in ihm, die am Anfang von den Fürsten und Ständen getragen werden, um bald in eine landesherrliche Gesamtstaatspolitik einzumünden. Der entscheidende Umbruch liegt jedoch im 17. Jahrhundert und fällt zum größten Teil in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Löwenberg gehört zu den Städten, in denen zwar der Ausbau zur Wallfestung begonnen wird, die aber nicht Festung geblieben sind. Die Blüte der Stadt ist darüber für immer zerbrochen. Schon die ersten Kriegsjahre bringen viel Leid über die Stadt: die Münzverschlechterung der Ripper- und Wipperzeit, die Pest von 1624 – 1625,

fortdauernde Truppendurchzüge und Einquartierungen und den unaufhaltsamen wirtschaftlichen Niedergang. Unerträglich wird es aber seit 1629 durch den Glaubensdruck der kaiserlichen Verwaltung gegen den Protestantismus, dem auch die Löwenberger anhängen.

So ist es gerade das Eindringen „feindlicher“ Truppen, von Heeren der evangelischen Mächte in Schlesien, das den völligen Niedergang der Stadt um Jahre aufhält. Die Besatzungen wechseln. 1631 bringen Kaiserliche die Stadt in Verteidigungszustand; nach dem Bericht der Stadtgeschichte „verschanzen sie aus Furcht die Tore und füllen den Stadtgraben mit Wasser.“ Dann arbeiten Brandenburger und Sachsen an der Besserung der Wehr, indem sie „die Stadt mit Palisaden verschanzen, wozu 500 Stämme Holz angefahren werden müssen“. Am 26. Juli 1633 berennen „etliche Kompanien Schweden die Stadt, fallen ein, plündern die Bürger und führen das Geschütz von den Bastionen ab“, und bereits am nächsten Tage wird Löwenberg von Kaiserlichen überrumpelt. Solcher Plackereien ist kein Ende, und es bleibt als einziger, auch nicht stets wirksamer Schutz nur der Erwerb einer „Salvegarde“ übrig, d. h. regelmäßige Zahlungen an eine Abteilung der kriegsführenden Heere, die dafür den Schutz der Stadt gegen Belästigungen mindestens der eigenen Partei übernimmt.

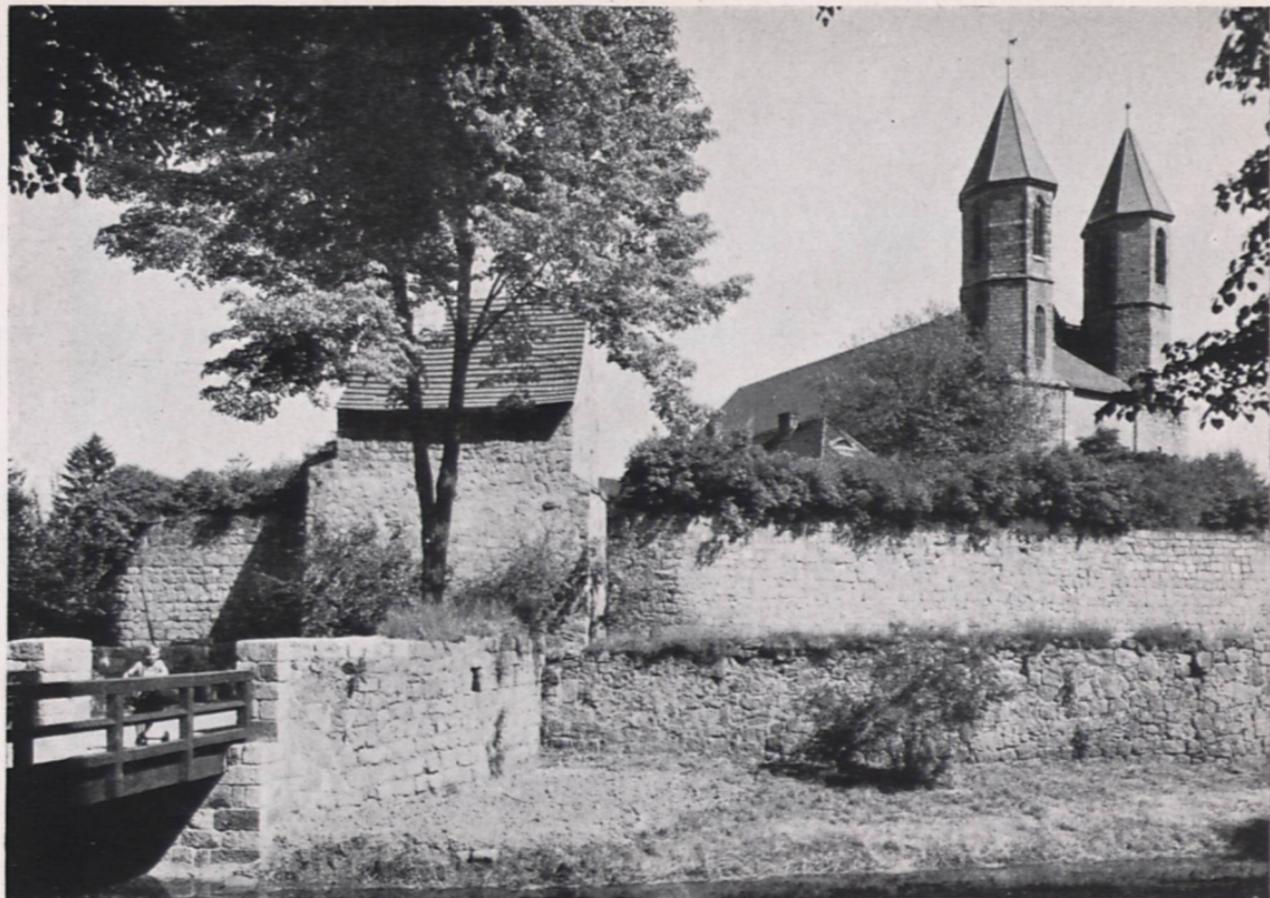
Aber die Gegenreformation kommt wenigstens auf ein paar Jahre zum Stillstand. Da scheiden die Sachsen und Brandenburger 1635 aus dem Kriege aus; neue Unterdrückungen der Protestanten setzen ein, und wie bereits 1629 geht mancher Bürger, der nicht katholisch werden will, über die Grenze.

Doch 1639 tragen die Schweden den Krieg wieder nach Schlesien. Mancher Exulant kehrt nach Löwenberg zurück; im Vertrauen auf die schwedische Besatzung holen die Löwenberger ihre geflüchteten Sachen aus dem damals sächsischen Lauban zurück, „weil sie sich nun recht sicher halten“. Vom Sommer 1639 bis zum Februar 1642 ist Major Spiegel, ein Schlesier — in schwedischen Diensten, Komman-

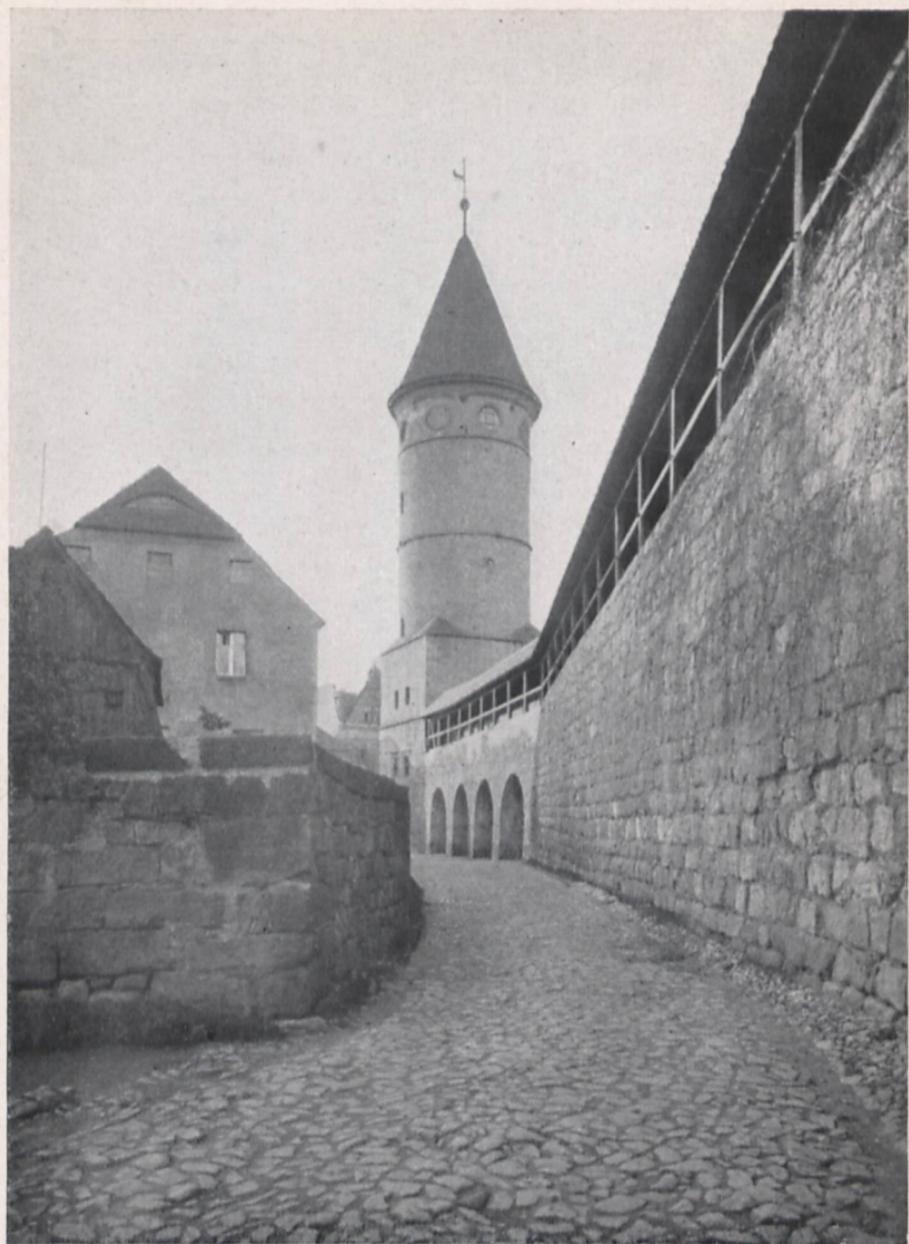
dant der Stadt. Seine Aufgabe ist der Ausbau Löwenbergs zur Wallfestung; „sobald nun Spiegel die Stadt mit seinem Volk besetzt hat, reitet er um die Stadt und nimmt sie in Augenschein, fängt auch an, unnachlässlich zu schanzen“.

Für den Festungsausbau fordert Spiegel nicht nur Geldmittel, sondern auch Arbeitskräfte. Alle Bürger, auch die Ratsherren, Schöppen und Zunftältesten sind verpflichtet, selbst zu schanzen oder einen Ersatzmann zu stellen; das Schanzgerät muß die Stadt liefern. Im Winter zieht Spiegel die Bürger zum Aufeisen des zugefrorenen Stadtgrabens heran; als einmal vier Bürger „nicht bald aufeisen“ kommen, läßt er sie an die „Soldatenfäule“ schließen. Der Stadtgraben ist nämlich unter Wasser gesetzt worden; da man bisher die Abwässer aus der Innenstadt in den Graben geleitet hat, dringt jetzt das Wasser durch die Abzugskanäle in die Keller der Bürgerhäuser und bringt mehrere zum Einsturz. Doch ein viel härterer Schlag ist die Vernichtung der Vorstädte, um freies Schußfeld zu gewinnen.

Das Bitterste ist für Löwenberg die Vergeblichkeit all dieser Opfer gewesen. Zwar kann Spiegel zweimal feindliche Abteilungen, welche die Stadt überrumpeln wollen, abschlagen; sich aber gegen eine ganze feindliche Armee zu halten, ist er mit seinen drei Kompanien zu schwach. So muß Spiegel nach zwölfstägiger Belagerung am 16. Februar 1642 das Feld der kaiserlichen Armee unter Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg räumen. Aber die Schweden, deren Führung in Schlesien inzwischen Torstenson übernommen hat, erobern die Stadt noch im gleichen Jahre zurück. Am 25. September schließt der schwedische Feldherr Löwenberg ein; ein Versuch der Kaiserlichen, die Stadt zu entsetzen, scheitert. Die Schweden, die auf dem Hospitalberg stehen, beschießen die Stadt mit zwei Geschützen, überrennen die Schanzen, steigen beim Laubaner Tore über die Mauern und schlagen die Tore auf. Die Besatzung ergibt sich auf Gnade und Ungnade, die Stadt aber wird, als im Sturm „erstiegen“, den ganzen Tag lang geplündert. Erst Anfang September 1643, als



16 Löwenberg, Stadtmauer mit kath. Pfarrkirche



17 Löwenberg, Laubaner Torturm mit Wehrgang

Torstenson aus den kaiserlichen Erblanden abgezogen ist, haben die Kaiserlichen Löwenberg zurückerobert; es ist die letzte und schwerste Belagerung der Stadt. „Den 1. Dezember berennt der Oberst Donau mit Fußvolk und Reiterei die Stadt und macht zur Belagerung Anstalten. Den 2. ist schon auf dem Kirchhofe vor der Stadt (also wieder am Hospitalberg) eine Batterie errichtet und mit acht Stücken besetzt. Den 3. lagert sich die ganze kaiserliche Armee auf dem Spitalberge und spielt mit diesen Stücken gegen die Stadt. . . . Den 4. Dezember wird wieder stark in die Stadt geschossen, 25 glühende Kugeln fallen auf die Bürgerhäuser, und die Bürger haben genug zu tun, ein allgemeines Feuer zu verhüten. Der Schweden Geschütz besteht aus zwei Stücken auf dem Goldberger Turme, einem Stück auf dem Laubanischen, und auf der Bastion vor der Pforte haben sie etliche Doppelhaken, und diese wenigen Stücke benehmen doch dem Feinde den Mut, einen Sturm zu wagen.“ „In der folgenden Nacht führt der General Götz den Kaiserlichen noch mehrere Kanonen und Volk zu, und den 6. spielen noch zwei Batterien in die Stadt. Die Bastei an der Pforte wird ganz durchlöchert und muß verlassen werden. Den 7. Dezember geht das Schießen und Sturmlaufen von neuem an; die Stadtmauern fallen ein, und Weiber und Kinder flüchten in die Kirche. Alle Einwohner ohne Unterschied des Standes müssen Mist und Erde herbeischaffen, um die Öffnungen der zerschossenen Stadtmauer wieder zu verstopfen. Weil aber das Kanonieren immer heftiger wird und sowohl die Tortürme als die Mauern niedergeschossen werden, so stecken die Schweden eine weiße Fahne aus, schicken einen Tambour hinaus und schlagen Chamade, als das Zeichen, daß sie sich ergeben wollen. Die Kaiserlichen hören auf zu schießen. Den 8. Dezember wird der Akkord geschlossen, und den 9. ziehen die Schweden mit Ober- und Untergewehr, mit zwölf fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, brennenden Luntten und Kugeln im Munde, mit Sack und Paß unter dem General Krakenstein ab. Jedes Fähnlein ist 40 Mann stark. . . . In dieser Belagerung sind 1602 Kanonenschüsse

in die Stadt geschehen, und doch ist kein Mensch von den Einwohnern gelieben.“

Löwenbergs Kriegsgeschichte ist zu Ende; nicht nur die Befestigungen, sondern auch die Stadt selbst hat schwer gelitten. Die kaiserlichen Offiziere müssen das Landvolk hindern, die Mauern weiter zu zerstören, um damit einen Kampf um die Stadt für immer unmöglich zu machen; die Bürger selbst reißen die Palisaden ab und verwenden sie als Feuerholz.

Die Belagerungen von 1642 und 1643 haben der Stadt nicht nur böse mitgespielt, sie haben auch gezeigt, daß Löwenberg seit dem Augenblick als Festung unbrauchbar ist, wo die Geschütze weitreichend genug sind, um die Stadt von den umgebenden Höhen aus unter Feuer zu nehmen. Es ist bezeichnend, daß die Belagerer 1642 wie 1643 vom Hospitalberg aus in die Stadt geschossen haben. Gegen den Einsatz von Geschützen auf den Nachbarhöhen helfen auch vorgelagerte Wälle und Palisaden nichts mehr. Die Entwicklung des Belagerungswesens geht über Plätze wie Löwenberg hinweg.

Um die Stadt wird in den letzten Kriegsjahren nicht mehr gekämpft. Aber die Blüte der Stadt ist bereits für Jahrhunderte gebrochen, besonders die Handelsherren und Tuchkaufleute sind weggezogen, und als die Stadt langsam an den Wiederaufbau geht, lassen sich ihre gewerblichen Monopole für Handwerk und Brauwesen kaum noch im Umkreis des Meilenbezirks halten.

Die Stadtbefestigungen werden ganz allmählich einigermaßen instand gesetzt, aber nicht so sehr aus Gründen der Landesverteidigung, sondern vor allem, um die Stadtzugänge besser zu kontrollieren und unerwünschte Elemente fernzuhalten, ebenso veranlassen die Steuern und Zölle, die an den Toren erhoben werden, daß man die Mauern immer wieder intakt erhält. 1669 ist die Erneuerung des Goldberger Tores abgeschlossen, der Torturm bleibt freilich „wüst und ohne Bedeckung“ liegen. Der Laubaner Torturm, der bis 1691 — mit einer Barocklaterne ähnlich der des Rathhausturmes — ausgebaut wird, ist

bereits ein halbes Jahrhundert später nicht mehr bewohnbar. Der Bunzlauer Torturm wird gar erst 1728 mit einer Barockhaube neu „angerichtet“. Ob er noch weiter als Gefängnis verwandt worden ist, wissen wir nicht; der Sage nach „scheecht“ es um den alten Turm, weil hier einmal Gefangene verhungert sein sollen.

Parchen und Graben dienen nach dem Kriege wieder als Gärten und Wiesen, wie schon in friedlichen Zeiten im Mittelalter; hören wir doch im Hussitenkrieg, daß man angesichts des drohenden feindlichen Einfalls die Bäume im Parchen abgehauen hat. Im Zwinger im Nordwesten der Stadt zwischen Lanbaner Tor und Parchenmühle halten anfangs die Schützen ihre „Exerzitien“ ab; dem Schützenkönig gehört seitdem das Gras über der Zielstatt; auch als das Schießen bereits auf dem Schießhausberg gehalten wird, hat er die Wiesenutzung des „Schützenparchens“ oder die Einnahmen aus deren Verpachtung. 1734 hören wir, daß der Pächter alljährlich zwei Obstbäume pflanzen soll; erst 1800 hat die Gilde den Parchen verkauft. Auch der Stadtgraben vom Goldberger Tor bis zur Pforte ist — wenigstens im 18. Jahrhundert — im Besitz der Schützen gewesen; 1751 erlaubt die Gilde einem Tuchmacher, darin eine Tuchröhme zu erbauen. 1762 wird es einem Pächter dieses Grabenstücks zur Pflicht gemacht, alles Weidewerk auszuroden und das stehende Wasser durch Abzüge wegzuschaffen. Erst im Jahre 1819 geben die Schützen diesen Besitz auf. Die Nutzung eines „Stadtgrabensflecks“ von 300 Schritt Länge zwischen Goldberger und Bunzlauer Tor gehört bis 1818 zu den Einkünften des Scharfrichters.

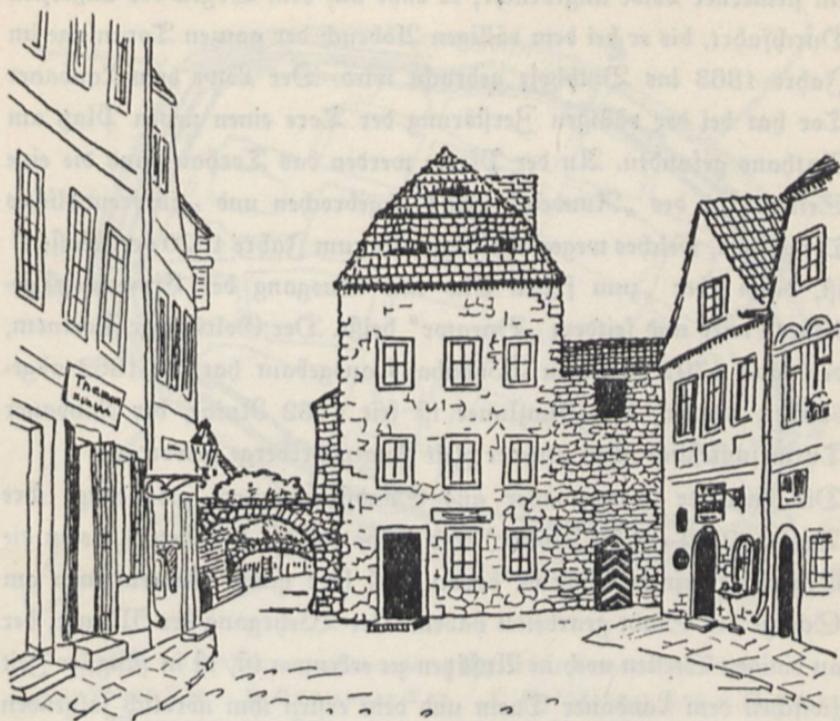
Die Weighäuser und Basteien werden, soweit sie nicht verfallen, nach dem Dreißigjährigen Kriege zu Wohnungen und Schuppen ausgebaut; auch das ist vor dem Krieg nicht anders; 1617 wohnen von den Bürgern der Innenstadt 14 in „Weichselhäusern“.

Für die Langsamkeit des Wiederaufstiegs ist bezeichnend, daß im Löwenberger Stadtbild der für Schlesien so typische Barock ausfällt. Erst in friderizianischer Zeit geht es ein wenig bergauf. Daß damals

in Löwenberg wieder gebaut wird, veranlaßten zwei ganz verschiedene Ursachen: ein Mäzen und eine Katastrophe. Zu dem schönen Bethaus der evangelischen Gemeinde schenkt der Löwenberger Postmeistersohn, Geheimer Rat Johann Chrysofomus von Blochmann, der erste preußische Stadtdirektor (Oberbürgermeister) von Breslau, den Bauplatz; das Pfarr- und einstige Schulhaus ist von ihm gestiftet. Zum Neubau der halben Stadt aber zwingt der Brand vom 28. Juni 1752. Noch im heutigen Stadtbild zeichnen sich die Häuserzeilen ab, die damals ausgebrannt sind, als innerhalb von drei Stunden 152 Häuser vom Laubaner Tor bis zur Gerbergasse vom Feuer erfaßt werden. Bei dem Wiederaufbau erhalten die Nord- und Westseite des Ringes mit ihrer Reihe schlichter und doch schöner Mansardendachhäuser ihre heutige Gestalt. Das wohlhabende Bürgertum der Renaissance und der Wiederaufbau unter Preußen haben gemeinsam das Bild des Löwenberger Ringes geformt. Von den Tortürmen brennen gerade die beiden ab, die seit dem großen Krieg wiederhergestellt sind: der Laubaner Torturm erhält dann 1784 sein heutiges Zeltdach, während dem Bunzlauer erst die Gegenwart den Dachabschluß wiedergeben muß.

Im Siebenjährigen Kriege gibt es noch einmal kurze Anläufe des preußischen Militärs, die veraltete Befestigung einsatzfähig zu machen. 1758 läßt der Kommandeur der Garnison „das Bunzlauer Tor und die Pforte schließen und mit Palisaden besetzen“, und aus dem nächsten Jahre berichtet der Stadtchronist: „General Puttkamer läßt die äußere Mauer in unserem Pärchen erniedrigen, Schießcharten für die Kanonen einhauen, an den Toren Gänge von Brettern errichten, auf welchen Soldaten stehen könnten, (und) Schanzkörbe zurechtmachen“; „alles ist auf eine Gewehr gefaßt“. Zum Glück für die Stadt ist es aber zu keinen Kämpfen gekommen.

Stärker lebt in der Erinnerung der Löwenberger der Freiheitskrieg; damals wird die letzte feindliche Division auf schlesischem Boden bei der Stadt gefangengenommen, und in Löwenberg hat Blücher das Le-



Löwenberg, ehem. Goldberger Tor um 1860

deum für den Raabachsieg halten lassen. Sneysenau hat als junger Offizier in Löwenberg in Garnison gestanden, und Blüchers Adjutant Kostitz ist Gutsherr des benachbarten Zobten am Bober gewesen.

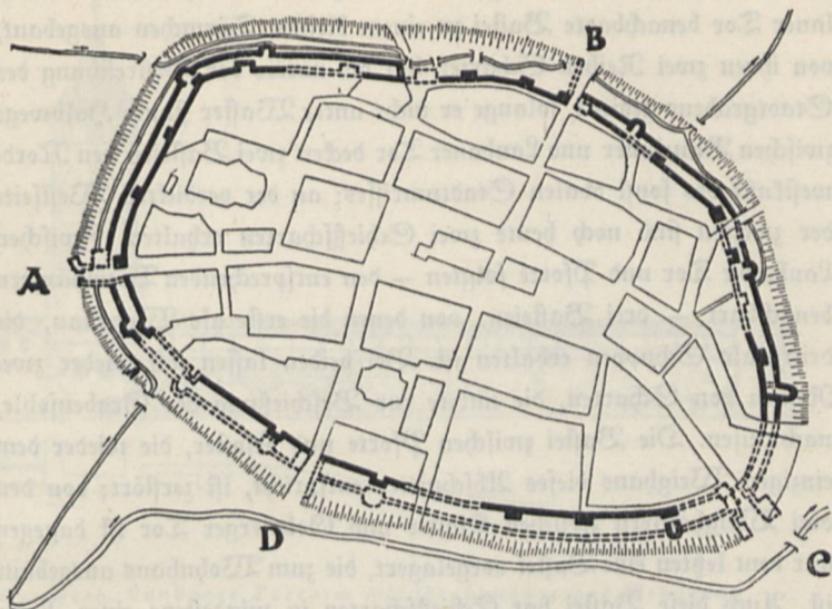
Das 19. Jahrhundert, wo Löwenberg zeitweise Sitz des letzten Hedin-ger Hohenzollern gewesen ist und erst zögernd den Anschluß an das moderne Verkehrsnetz gefunden hat, hat das alte Stadtbild innerhalb des Mauerrings kaum angetastet.

Die alten Toranlagen sind freilich gefallen, am Goldberger Tor sogar der Turm. 1809 werden am Laubaner Tor die alten Schwibbogen, „die ihm ein finsternes und unfreundliches Aussehen gaben“, abgebrochen; das gleiche geschieht am Goldberger Tor. Als Gegenstück zu dem Löwen am Laubaner Tor wird jetzt auch auf dem Goldberger Tor

ein steinerner Löwe angebracht; er ruht auf dem Bogen der äußersten Durchfahrt, bis er bei dem völligen Abbruch der ganzen Toranlage im Jahre 1863 ins Buchholz gebracht wird. Der Löwe vom Laubaner Tor hat bei der völligen Zerstörung der Tore einen neuen Platz am Rathaus gefunden. An der Pforte werden das Torhaus und die eine Seitenwand des „Kundels“ 1811 abgebrochen und „ein freundliches Tor gebaut, welches wegen der Akzise bis zum Jahre 1820 verschlossen“ ist, dann aber „zum freien Ein- und Ausgang der Einwohner geöffnet“ wird und seitdem „Burgtor“ heißt. Der Goldberger Torturm, den man 1797 zu einem Wohnhaus ausgebaut hat, ist 1863 abgebrochen worden, der Bunzlauer ist seit 1752 Ruine, der Laubaner Turm schließlich ist in neuerer Zeit Jugendherberge geworden.

Die stattliche Hauptmauer aus Sandsteinquadern gibt durch ihre Breite (2,30 – 2,50 Meter) und Höhe (bis zu 6 Meter) bis in die Gegenwart einen Eindruck davon, daß hier ganze Generationen am Schutze der Stadt gearbeitet haben. Der Wehrgang der Mauer, der an einigen Stellen noch in Ansätzen zu erkennen ist, ist in jüngster Zeit zwischen dem Laubaner Turm und dem ersten ihm nördlich folgenden Weighaus wiederhergestellt worden. Er ist so breit, daß sich zwei Personen mühelos auf dem Gang ausweichen können. Weighäuser hat es 20 oder 21 in einer Entfernung von etwa 40 – 50 Meter gegeben, 15 sind noch vorhanden. Am besten erhalten ist das Weighaus südöstlich vom Laubaner Tor. Seine ganze Höhe und Breite wird durch ein Spitzbogengewölbe ausgefüllt, das auf der Stadtseite offen und nur von hier aus zugänglich ist; je eine Scharte auf der Breitseite und der einen Langseite sind noch heute erhalten, andere vielleicht vermauert; darunter befindet sich noch ein niedriges Gewölbe.

Noch in der Gegenwart ist das Mauerwerk der erhaltenen Weighäuser auf der Zugangsseite weniger stark, von anderer Bauart und z. T. anderem Baustoff als die Außenwände; bei den zu Wohnhäusern und Schuppen ausgebauten finden sich auf dieser Seite Tür und Fenster.



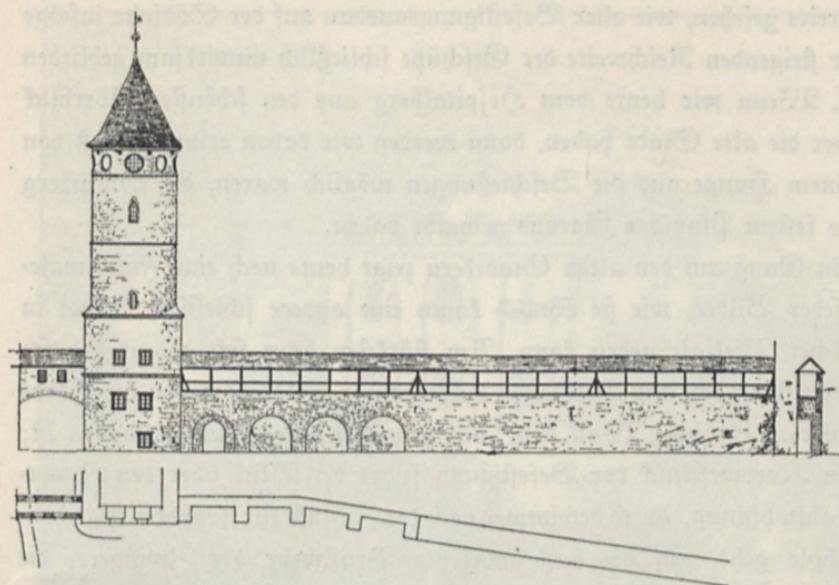
nach 1846 abgebrochen
 1941 noch vorhanden

A Laubaner Tor B Bunzlauer Tor C Goldberger Tor D Pforte
 Stadtplan von Löwenberg mit den beiden Mauerzügen

Die Vormauer fehlt heute zwischen Goldberger Tor und Pforte ganz und von dort bis zum Laubaner Tor größtenteils. Wegen ihrer geringen Höhe auf der Parchenseite ist sie von dort aus leicht zu verteidigen gewesen; da sie aber auf der Grabenseite bis zu dessen Sohle hinabreicht, ist sie für den Angreifer ein beachtliches Hindernis gewesen; andererseits hat sie den feindlichen Geschossen kein so günstiges Ziel wie die Hauptmauer geboten, so daß für sie eine Stärke von 0,75 Meter ausgereicht hat. Sicher hat sie früher Schießscharten gehabt; jetzt sind nur noch zwei erhaltene und eine vermauerte im Nordwesten des Befestigungsringes erkennbar. Von ihren neun Halbrundbasteien sind noch sieben erhalten. Sie ragen bis zu 6,50 Meter aus dem Mauerzug heraus; ihre größte Breite beträgt nur 5 Meter; die Wände sind gewöhnlich etwas stärker als die der Zwingermauer. Von

den beiden zwischen Goldberger und Bunzlauer Thor ist die dem Bunzlauer Thor benachbarte Bastei zu einem kleinen Thürmchen ausgebaut, von ihren zwei Reihen Scharten hat die untere der Bestreichung des Stadtgrabens gedient, solange er nicht unter Wasser stand. Halbwegs zwischen Bunzlauer und Laubaner Thor decken zwei Basteien den Nordwestknick des sonst ovalen Stadtumrisses; an der verdickten Westseite der zweiten sind noch heute zwei Schießscharten erhalten. Zwischen Laubaner Thor und Pforte folgten — den entsprechenden Weighäusern benachbart — drei Basteien, von denen die erste als Wohnbau, die dritte als Schuppen erhalten ist. Bei beiden lassen sich wieder zwei Reihen von Scharten, die untere zur Beschießung der Grabensohle, nachweisen. Die Bastei zwischen Pforte und Kloster, die wieder dem einzigen Weighaus dieses Abschnittes entspricht, ist zerstört; von den drei Weighäusern zwischen Kloster und Goldberger Thor ist dagegen nur dem letzten eine Bastei vorgelagert, die zum Wohnhaus ausgebaut ist. Auch diese Bastei hat Schießscharten in mindestens einer Reihe gehabt.

Von den beiden großen Bastionen, die von dem inneren Mauerring über die Parthenmauer hinaus in den Stadtgraben vorsprangen, ist, wie erwähnt, die Bastion vor der Pforte im vorigen Jahrhundert zerstört worden; es ist eine gewaltige Anlage mit drei Reihen Scharten übereinander gewesen, die angeblich bis zum Görisseiffener Bach gereicht hat. Von der Ostbastei unweit des Goldberger Thores ist dagegen noch ziemlich viel erhalten. Sie ist fast 30 Meter lang, gegen 9 Meter breit und ragt jetzt, wo der Stadtgraben zugeschüttet ist, noch 3 Meter hoch auf; sie stellte ein langgestrecktes Rechteck mit vorn zum besseren Kugelschutz abgerundeter Schmalseite dar und war vielleicht früher eingedacht. Die Mauern der Bastion verstärken sich gegen das Vorfeld hin von 1 Meter bis zu fast 1,50 Meter. In ihrem Innern lag an der Stadtmauer ein Haus, dessen vermauerte Zugänge noch in der Gegenwart in der Stadtmauer und einer Seitenwand zu erkennen sind; ob es ursprünglich ein Weighaus war, ist jedoch recht fraglich.



Löwenberg, Laubaner Torturm mit Stadtmauer und Wehrgang

Es ist anzunehmen, daß die Bastion mindestens zwei Reihen von Schießscharten hatte, von der die untere zur Bestreichung des Grabens diente. Der jetzt sichtbare obere Teil der Bastion zeigt je drei Geschüßscharten von bedeutender Höhe und Tiefe an beiden Breitseiten; eine kleinere Scharte hat nach dem Goldberger Thor hin den Pärchen bestrichen, die andere Seitenwand ist gegen den Zwinger hin nicht mehr erhalten.

Während die Weighäuser ziemlich gleichmäßig über den ganzen Bering verteilt sind, stehen die meisten Bastionen wie auch die beiden Bastionen in offensichtlichem Zusammenhang mit dem Schutz der Tore. Dazu kommt die Deckung des Nordwestknicks der Befestigung inmitten des langen Mauerzuges vom Bunzlauer zum Laubaner Thor; auffällig sind auch die zahlreichen Bastionen der Südseite, die seit dem Aufkommen der Feuergeschütze eine bessere Verteidigung erfordert als bis dahin, wo Stadtgraben und Göriseiffener Bach einen ausreichenden Schutz gegen Angriffe auf dieser Seite geboten haben. Wir haben

bereits gesehen, wie aller Befestigungsausbau auf der Südseite infolge der steigenden Reichweite der Geschütze schließlich unwirksam geblieben ist. Wenn wir heute vom Hospitalberg aus den schönsten Überblick über die alte Stadt haben, dann werden wir daran erinnert, daß von seinem Hange aus die Beschießungen möglich waren, die Löwenberg als festem Platz den Garaus gemacht haben.

Ein Gang um den alten Stadtkern zeigt heute noch eine Fülle malerischer Bilder, wie sie ähnlich kaum eine andere schlesische Stadt in solcher Vielfalt geben kann. Am stärksten baut sich das wehrhafte Löwenberg vor dem Beschauer auf, wenn er im Nordwesten der Stadt auf dem einstigen Wall steht, auf dem hier eine Allee entstanden ist; am Nordwestknick der Befestigung führt der Blick über den Stadtgraben hinweg, durch den immer noch der Zufluß zur früheren Parchenmühle geht, auf die basteienbesetzte Brustwehr des Zwingers, die mächtige Innenmauer mit ihren Weighäusern und darüber auf die ragenden Türme der Stadtpfarrkirche, während rechts vom Beschauer über dem erneuerten Wehrgang der Laubaner Torturm erscheint.

Am schönsten ist dieses Bild, wenn darüber die Sonne liegt, die den Sandsteinquadern von Mauern und Türmen den warmen Glanz gibt und sich in dem Malteserstern auf der Pfarrkirche und dem Löwen in der Wetterfahne des Torturms spiegelt. Nichts ist darin von zu satten Farben, nichts auch von einem grauen Ernst, in dem die Vergangenheit als eine Last wirkt. Nichts ist aber auch in diesem Bild wie in allen Höhepunkten schlesischen Erlebens von einem allzu leichten Sichverlieren an eine Stimmung und einem Träumen, das in Untätigkeit mündet. Aber viel ist in diesem Bild von der sachlichen Romanantik der alten ostdeutschen Stadt, wo man in guter Stunde Lösungen fand, die voller Schönheit sind und doch von einer klaren Bestimmung im Leben, das die Deutschen im Osten zu meistern hatten, ohne das Beste zu verlieren, was sie aus der alten Heimat an Tiefe und an Willen zum Schönen gebracht haben.



Breslau, ehem. Schweidnitzer Tor von innen mit Soldaten der Garnison

STAAT, FESTUNG, STEHENDES HEER

Wir sind den Weg Löwenbergs als des Typs der wehrhaften schlesischen Stadt zu Ende gegangen, weil wir sehen wollten, was seinem Bild seit dem Niedergang im Dreißigjährigen Kriege an neuen Zügen zugewachsen ist. Wir wollen und dürfen dieses Neue nicht missen; denn die wehrhafte Stadt ist uns keine tote Erinnerung aus einer Vergangenheit, von der uns Jahrhunderte trennen. Wir erleben als Menschen einer sehr lebendigen und tätigen Gegenwart nur das, wozu wir von uns selbst, von unserer Zeit und unserem Handeln und Fühlen einen Zugang haben. Wir bejahren das an Tradition und überliefertem Lebensstil, was lebendige Kraft für heute und noch für morgen ist.

Die Enkel derer, die einst auf den Mauern und Wällen der schlesischen Städte gegen Tschechen und Polen oder gegen Fehdritter und Abenteurer auf der Wacht standen, sind mit der Ritterschaft ihrer Lage unter dem Prinzen Eugen gegen die Türken gezogen und haben mit Goetzen und Neumann, Blücher und Sneydenau Napoleon Trotz geboten. Wenn die Formen sich wandeln, kann der Geist weiterleben. Die neue Form aber hieß der Staat, das stehende Heer und die Festung.

Doch der Weg zu der neuen Form ist den Deutschen nirgends, auch in Schlesien nicht, leicht geworden. Was im Löwenberg des Dreißigjährigen Krieges gilt, daß die kaiserlichen und schwedischen Kommandanten über die einst so selbstbewußt-mannhafte Stadt schalten und die Bürger für eine Sache schanzten und zahlen lassen, die nicht die Sache der Stadt und des Landes ist, hat allerorten den wehrhaften Sinn derer ertötet, denen das Führen von Schwert und Büchse nicht Beruf und Broterwerb ist.

Als dann der Friede der allgemeinen Erschöpfung geschlossen wird, stehen der Kaiser und die Fürsten weiter Gewehr bei Fuß, und an den Festungen wird auch in Zukunft gebessert, soweit nicht die Fürsten und Stände dem Kaiser alle Pläne auf Besserung der Landesvertei-

digung verwässern und zerbrechen. Seit dem Dreißigjährigen Krieg gibt es in mehreren festen Plätzen eine ständige kaiserliche Garnison.

Als die Türken wiederkommen, stehen sie 1683 zum zweitenmal vor Wien, und nun gilt es den Entscheidungskampf zwischen Halbmond und Abendland. Da ergehen auch in Schlessien die Befehle, aus den Städten wie vom platten Lande eine feste Zahl junger Männer zum Türkenkampf zu stellen. Die Befehle kommen immer häufiger, und das schlessische Kontingent wird merklich größer. Der Jablunkapaf gilt als Grenzhaus gegen die Feinde von Reich und Christenheit, und die Türkenlocke mahnt wieder wie vor hundert Jahren.

Im Nordosten aber wächst Preußen als ein soldatischer Staat. Aus dem märkischen Sand steigt der Genius auf, der die Armee der Türkenhelden schlägt. Der schlessische Boden ist das Schlachtfeld, auf dem Preußen eine Großmacht wird. Und Schlessien — ohne Teschen, Troppan, Jägerndorf und das südliche Bistumsland — ist der Kampfpreis, als Preußen das Spiel gegen Habsburg und die Großmächte Europas gewinnt.

Da kommt Schlessien unter ein hartes und straffes Regiment. Da gibt es kaum eine Stadt, außer den Leinweber- und Tuchmacherorten, die nicht ihre Garnison erhält. Der letzte Platz, der aus eigener Kraft seine Werke ausgebaut und erhalten hat, verliert sein eigenes Befestigungsrecht: auch Breslau muß sich, hundert oder zweihundert Jahre später als die anderen, darein fügen, eine Festung des Gesamtstaats zu sein. Soldaten werden in den schlessischen Städten Bürgermeister, die Verwaltung wird auf „preussischen Fuß“ gesetzt, und der Bürger gewöhnt sich daran, ein Untertan des Königs von Preußen zu sein.

Auch dort, wo man bei Oesterreich geblieben ist, geht das Leben in neuen und lebendigeren Bahnen. Die Donauländer werden unter Maria Theresia ein festgefügtter Staat, der mit dem Gegner auf dem Schlachtfeld in der Hebung der Gewerbe, der Steigerung des Landesertrages und der Peuplierung der dünnbesiedelten Räume im Wettstreit liegt.

Noch schlagen die Werber des Königs und der Kaiserin die Trommel und locken die Söldner in den Dienst im bunten Rock, aber ein Großteil der Heere kommt doch schon aus dem eigenen Land, und wer gesund ist und geraden Wuchs zeigt, ist dem Grundsatz nach zum Waffendienst verpflichtet. In den kleinen Garnisonen werden Bürger und Soldat gut Freund, besonders in Preußen, wo die Geworbenen von draußen meist gute Deutsche aus irgendeinem kleinen Fürstentum sind.

Wo der Dreißigjährige Krieg eine Kluft zwischen rechtschaffenem Tagewerk und Waffendienst aufgerissen hat, ist der Kampf gegen Napoleon der letzte Schritt, sie zu schließen. 1805 kämpft Osterreich, 1806 Preußen gegen den Tyrannen aus dem Westen. Die Niederlage wird nicht als Schmach der Monarchen, sondern als eine Demütigung von Nation und Menschenwürde empfunden. Als das Preußen Friedrichs des Großen bei Jena und Auerstädt zerbricht, wächst der schlesische Widerstand. Zwei Menschenalter preußischer Zucht, meinetwegen auch Enge, zugleich aber landesväterlicher Fürsorge und ordnender Gerechtigkeit tragen reiche Frucht. In Berlin gilt „Ruhe als die erste Bürgerpflicht“, aber Glogau und Breslau fallen erst nach heftigem Bombardement, und Goetzen in Glatz und Neumann in Cosel geben das Fanal eines Widerstandes, dem das Unglück von 1806 zum Duell der Erneuerung wird.

Osterreichs Aufbruch gegen Napoleon ist 1809 der Anfang, Preußens und Osterreichs gemeinsamer Kampf 1813 der Durchbruch: ein Volk in Waffen steht auf, das Volksheer ist geboren und wirkt den Sieg.



SCHRIFTTUMSAUSWAHL

- Gustav Schönai^{ch}, Die Entstehung der schlesischen Stadtbefestigungen (Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Band 41, 1907).
- Gustav Schönai^{ch}, Bildpläne und Städtebau in Schlesien (ebendort, Band 63, 1929).
- Paul Knö^tel, Aus alten schlesischen Städten (v. J.).
- Ferdinand Brosig, Beschreibung und Geschichte der mittelalterlichen Befestigungsbauten der Stadt Patschkau (Oberschlesien, Band 16, 1917/18).
- Fritz Pfeiffer, Liegnitz als Festung (Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Liegnitz, Band 10, 1926).
- Heinrich Ringer und Ernst Köⁿiger, Die Jägerndorfer Stadttore, 1927.
- Kurt Bimler, Die schlesischen massiven Wehrbauten, Band 1, 1940.
- Gün^ther Grundmann, „Dort, wo das Schildauer Tor stand“ (Wanderer im Riesengebirge, 1935).
- Hermann U^htenwoldt, Die Hirschberger Stadtbefestigung (ebendort, 1930).
- Hermann U^htenwoldt, Die Entwicklung der Goldberg^er Stadtbefestigung (ebendort, 1937).
- Hermann U^htenwoldt, Die Entstehung der Laubaner Stadtbefestigung (Die Heimat, Gö^rlitz, 1934).
- Hermann U^htenwoldt, Der Peterstein am Siling und die schlesischen Tortapellen (Die Hohe Straße, Band 1, 1938).
- Willy Klawitter, Geschichte der schlesischen Festungen (Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Band 73–74, 1939/40).

ÜBER LOWENBERG:

- Benjamin Gottlieb Eutorius, Geschichte von Löwenberg, 1784/87.
- Johann Gottfried Bergemann, Historisch-topographische Beschreibung der Kreisstadt Löwenberg, 1824.
- Hermann Wesemann, Urkunden der Stadt Löwenberg, 1885/87.
- Paul Kleber, Bilder aus Löwenbergs Vergangenheit, 1930.
- Heimatbuch des Kreises Löwenberg, herausgegeben von A. Groß, zweite Auflage, 1925.
- Johannes U^htenwoldt, Aus einem alten Löwenberger Posthause (Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Liegnitz, Band 12, 1930).
- Die Verse von Pankraz Seier (Vulturinus) sind angeführt aus:
Heinrich Meuß, Des Vulturinus Lobgedicht auf Schlesien von 1506 (Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Band 28, 1927).

IN DER REIHE DER SCHLESIE NBANDCHEN
ERSCHIE NEN U. A.

LUDWIG PETRY

1241 Schlesien und der Mongolensturm

WOLFGANG BAUMGART

Goethe und Schlesien

RUDOLF STEIN

Das alte Breslau

DORA-LOTTI KRETSCHMER

Schlesisches Himmelreich

EVA SCHMIDT

Schlesischer Eisenkunstguß

PETERSEN

Germanen in Schlesien

JOACHIM HERMANN

Klingendes Schlesien

JOSEF KLAPPER

Rübezahl, der schlesische Berggeist

SCHLESIE N - VERLAG BRESLA U

bronze porostre my melum biegn
Swar

• 382489 *

KSIĘGARNIA
ANTYKWARIAT



D 382489

2157

1852

609

228

464

30

strony

tracimy

liczba i stron - 124

liczba i stron - 30



BIBLIOTEKA GLOWNA

17/5

228056/1

~~2/5~~

SCHLESSEN-VERLAG BRESLAU

Wrocław
m. 17/5 - 320